Januar 1954



DER MARIENBOTE

Marianisches Jahr 1954

von P. Nikolaus Kowalski, OMI, Rom
(Weinberg)



Papst Pius XII. hat am 26. September 1953 mit der Enzyklika „Fulgens Corona" ein „Marianisches Jahr" angekündigt, das vom 8. Dezember 1953 an, aus Anlaß des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis Mariens in der ganzen Welt begangen werden soll. Es ist das erste Mal in der Geschichte der Kirche, daß ein ganzes Jahr der Gottesmutter geweiht wird. Für ein ganzes Jahr wird so der Welt offenkundig, daß Maria die Herrin der Kirche, der Seelen, der Welt und auch der Zeit ist, da durch Maria das Gottesreich zu uns gekommen ist. In Maria begegnen sich Schöpfer und Geschöpf, ihr demutvolles „Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort" ist der Höhepunkt der Menschengeschichte. Darum ist auch das Loblied auf Maria das Werk Gottes und der Menschen. Gott stimmt im Gruß des Engels den Preisgesang an. Die Menschen greifen ihn auf, wiederholen ihn. Sie fügen ihre Bitten hinzu, den Hoffnungsschrei: „Jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen!" Er steigt aus einem Herzen, das den Weg der Verbannung, den Kampf mit der Sünde und der Welt und die Erwartung des Ewigen kennt. Das Jahr Mariens soll ein heiliges Jahr werden. Jede echte Marienverehrung muß zu Christus führen; denn Maria ist und bleibt die Magd des Herrn. Durch die Jahrhundertfeier soll die marianische Frömmigkeit und das sittliche Leben der Christen nach dem Vorbild der Gottesmutter gestaltet werden, betont der Papst.

Im Rosenkranz beten wir, daß Christi Reich durch Maria die Kirche und die Welt erfüllen möge. Er stellt uns die Geheimnisse Christi und Mariens vor Augen. Wir erleben sie betrachtend mit und nehmen so in der Gemeinschaft der Kirche mit Maria an den Geheimnissen Christi teil. In seinem Weltrundschreiben fordert Papst Pius XII. alle Bischöfe der ganzen Welt auf, die Jahrhundertfeier der Unbefleckten Jungfrau feierlich zu begehen. In allen Pfarreien sollen Predigten gehalten werden, um die Gläubigen in dieser Lehre der Kirche noch besser zu unterrichten und die Marienverehrung zu fördern. Hier begegnet sich die Enzyklika mit unserer Ordensregel, die da sagt: „Die Oblaten sollen eine ganz besondere Andacht zu ihrer

(Fortsetzung auf Seite 4)

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

22. Jahrgang | 15. Januar 1954, Battleford, Sask. | No. 4



Gott



Wenn nur mein Wille gerade und fest auf Dich gerichtet bleibt * So mache mit mir * Was immer Dir gefällt * Denn es kann nur Gutes sein * Was Du mit mir tust * Wenn Du mich in Finsternis lassen willst * So seist Du gepriesen * Und wenn Du mich zum Lichte führen willst * So seist Du wiederum gepriesen * Und wenn Du mich mit Trübsal umgeben willst * Du seist immer mit gleicher Liebe gepriesen *

Ohne Unterschied will ich Gutes und Böses * Süßes und Bitteres * Fröhliches und Trauriges von Deiner Hand empfangen * Und für alles was mir begegnet * Dank sagen *

Th. v. Kempen

*** Du aber, Herr * Segne das Neue Jahr! ***

„Gross ist der Herr und hoch zu loben"

Gott! – Sein heiliger Name steht als erstes Wort vor allen Dingen und über allen Dingen. Sein heiliger Name steht auch als erstes Wort des ersten Marienboten des Jahres 1954. Ob wir die Gnade haben werden, diesen größten und heiligsten aller Namen auch noch als letztes Marienbotenwort von 1954 schreiben zu können, steht in Seiner Hand.

„Gepriesen sei Dein Name, Gott unserer Väter; auch wenn wir Dich erzürnen, denkst Du doch wieder an Erbarmung; zur Zeit der Not verzeihst Du die Sünden!"

Mit diesem Lobpreis Gottes, von heiligen Schriften gesungen, wollen wir das neue Jahr 1954 beginnen.

Alles ist Gottes, alles kommt von Ihm und alles sucht uns zurückzuführen zum Dreieinigen. Geld und Gut, Gesundheit und Glück können und sollen zu Ihm hinführen – nochmehr aber leiten Kreuz und Leid und Tränen und Bitternis zu Gott.

Demütig betet der 118. Psalm: „Die Erklärung Deiner Worte bringt Licht!" Und der Psalmist singt weiter: „Nachsinnen will ich über Dein Wort!"

Man sinnt so wenig nach über Gott und Gottes Herrlichkeit, wenn man in Sonnen lebt und in Wonnen. Und man sinnt so selten nach über die Tiefen des Kreuzes, wenn Leid und Not uns bedrängen. Wir sinnen nicht. Wir können von uns nicht sagen, was die Bibel spricht, wenn sie uns von jenen Heiligen erzählt, die siebenmal des Tages über Gott nachdenken und siebenmal des Tages Ihn loben und preisen. Wir Heutigen knien nicht mehr im Staube vor unserem Gott, demütig betend: „Aus ganzem Herzen suche ich Dich: laß mich nicht weichen von Deinen Geboten. . . Deine Satzung hast Du gegeben, daß sie in Treue gehalten werde."

Wir beten nicht mehr so – und doch ist Gott da, und doch sind wir in allen Dingen von Ihm abhängig. Wir reden nicht mehr mit Ihm von Herz zu Herz und von Liebe zu Liebe – und doch neigt Er sich zu uns herab, in unserer Mitte lebend voller Güte und Erbarmen.

Nicht Gott hat uns verlassen: Wir sind von Ihm gegangen, und wenn uns heute noch ein ehrliches Gebet von den Lippen kommen sollte, dann würde es ganz gewiß lauten: „Wir suchen Dich nicht mehr, allheiliger Gott! Wir suchen Dich nicht mehr, weil es hier auf Erden auch ohne Dich geht. Ja, wir wüßten nicht, wie wir uns überhaupt noch des Lebens freuen könnten, wenn wir, Deinem Gebote folgend, das nicht täten, was wir so gerne tun, was täglich unser Werk ist und – was Dein Gesetz Sünde nennt."

Daß wir Gott nicht mehr suchen, ist unsere allergrößte Schuld!

Schlagen wir jedoch hier und da einmal die heilige Bibel auf und treffen dort auf einen Satz wie diesen: „Es dürstet meine Seele nach Deinem heiligen Namen" – dann rührt sich tief in uns das Heimweh nach Ihm.

Niemand konnte sich bis jetzt ganz von Gott losreißen. Selbst die in der Hölle Verbannten gedenken Seiner durch alle Ewigkeit! Wir können nicht loskommen von Ihm – weil er eben der Vater unserer Seele ist, weil Er, der ewige Sohn, die geheimnisvollen Kräfte Seines Blutes gegeben hat, durch die wir in der Taufe gottverwandt wurden, und weil Er, der Heilige Geist, durch Seine sieben Gaben auch sieben Triebe nach Gott in unsere Seele gepflanzt hat.

Wolle Er uns durch das neue Jahr 1954 begleiten. Wolle Er uns Einsicht geben, auf daß wir wieder erfassen die Höhen und die Tiefen Seiner Treue und Seiner Güte. Er wird uns wieder segnen – auch in diesem Jahre – mit Sonnen und Wonnen, und auch mit Kreuzen und Nöten.

Die von Gott geschenkten Freuden nehmen wir nur zu gerne an – ohne dafür zu danken! Daß Gott uns in Wirklichkeit bereichert, wenn Er nimmt was wir lieben: Gesundheit, guten Namen, Sicherheit, Brot, Freude, Kind oder Gut – darüber sinnen wir nicht nach.

„O gib uns Einsicht, Herr, und leite uns auf rechten Wegen das ganze Jahr hindurch. Gib, daß wir wieder zurückfinden zu Dir und zu Deinem segnenden Kreuz, auf daß auch durch uns gepriesen

sei Dein heiliger und glorreicher Name. Auf daß er gelobt sei und hocherhoben in alle Ewigkeit!"

* * *

„Kommt alle zu mir, die ihr nach mir verlangt! Ich will euch erzählen, was Gott meiner Seele erwiesen hat. Der Herr lebt und hat mich mit Barmherzigkeit überhäuft!"

So läßt die Kirche in ihren Gebeten am Fest der Unbefleckten Empfängnis Maria zu uns reden.

Papst Pius der XII. erlies vor kurzem ein Weltrundschreiben, in dem er zum hundertjährigen Gedenken an die Dogmatisierung der Unbefleckten Empfängnis der hl. Jungfrau Maria das Jahr 1954 zum Marianischen Jahr erklärte. Dieses Marienjahr begann am 8. Dezember 1953; es wird am 8. Dezember dieses Jahres feierlichst abgeschlossen werden.

Im Jahre 1854 erklärte die Kirche vor aller Welt:

„Der Glaubenssatz, daß die heilige Jungfrau Maria im ersten Augenblick ihrer Empfängnis auf Grund eines einzigartigen, von Gott ihr gewährten Vorrechtes von jeder Makel der Erbsünde bewahrt wurde, ist von Gott geoffenbart und muß deshalb von allen Gläubigen fest und unabänderlich geglaubt werden."

„Freuet euch alle im Herrn und preist das Denkmal Seiner Heiligkeit", singt die Hl. Schrift.

Maria, die Gnadenvolle: Sie ist das strahlendste Denkmal der Heiligkeit Gottes, das der Herr für uns ersonnen. „So wollte es Gott", schreibt Pius IX., der Papst des Jahres 1854, „daß auf Grund natürlicher Bande ein und dieselbe Person – Jesus Christus – das gemeinsame Kind von Gott Vater und der Jungfrau Maria werden sollte", ein Kind von Gott und aus Maria, das uns zur Erlösung geboren wurde.

* * *

„Gepriesen sei Dein Name, Gott unserer Väter!" Mit diesen Worten begannen wir heute unsere kurze Neujahrsbetrachtung.

„Hoch preist meine Seele den Herrn, denn Großes hat an mir getan, der mächtig und dessen Name heilig ist", sang Maria, die reine Gottesmagd.

Wolle sie uns lehren, dieses Lied mit ihr zu singen und so in den Gluten der Liebe zum Dreieinigen zu leben wie es ihrem Herzen eigen war. Sie hat der Schlange den Kopf zertreten – hilf, o Mutter meines Herrn und Gottes, auf daß auch wir zertreten alles, was Gott in unserer Seele feind ist. Wolle dieses Marienjahr 1954 uns allen werden zum Jahr des Heiles, zum Jahr der Gnade, zum Jahr Deines Geistes, Maria, damit wir bald wieder mitsingen können mit Dir:

„Gepriesen sei Gott!"

– Der Schriftleiter

Die Heiligen Drei Könige

Mit Dromedar und Elefant
Kamen wir her aus fernstem Land.
Wo der Nilstrom fließt, der Ganges glänzt,
Der Gaurisankar die Welt begrenzt
Sind wir drei Könige zu Haus.

Mit Affen und mit Vogel Strauß
Zogen wir eines Abends aus,
Flamingo und der Pelikan
Schlossen sich unserem Zuge an,
Und vorne flog ein wilder Schwan.

Ein Stern am weiten Himmel hing,
Der freundlich uns zu Häupten war:
Ihm folgten wir mit dem Getier,
Sein Wandel zog uns her zu dir,
Du aller Welten Schmuck und Zier.

Wir legen unsre Waffen ab,
Da Gott uns seinen Frieden gab.
Wir neigen vor dir tief das Haupt,
Von Wind und Ländern überstaubt,
Die wir an deinen Stern geglaubt.

Wir bitten dich für alle Welt,
Daß Frieden sich ihr eingesellt,
Und uns're Bitte reih'n sich an:
Der Vogel Strauß und Pelikan,
Der Löwe und der wilde Schwan.

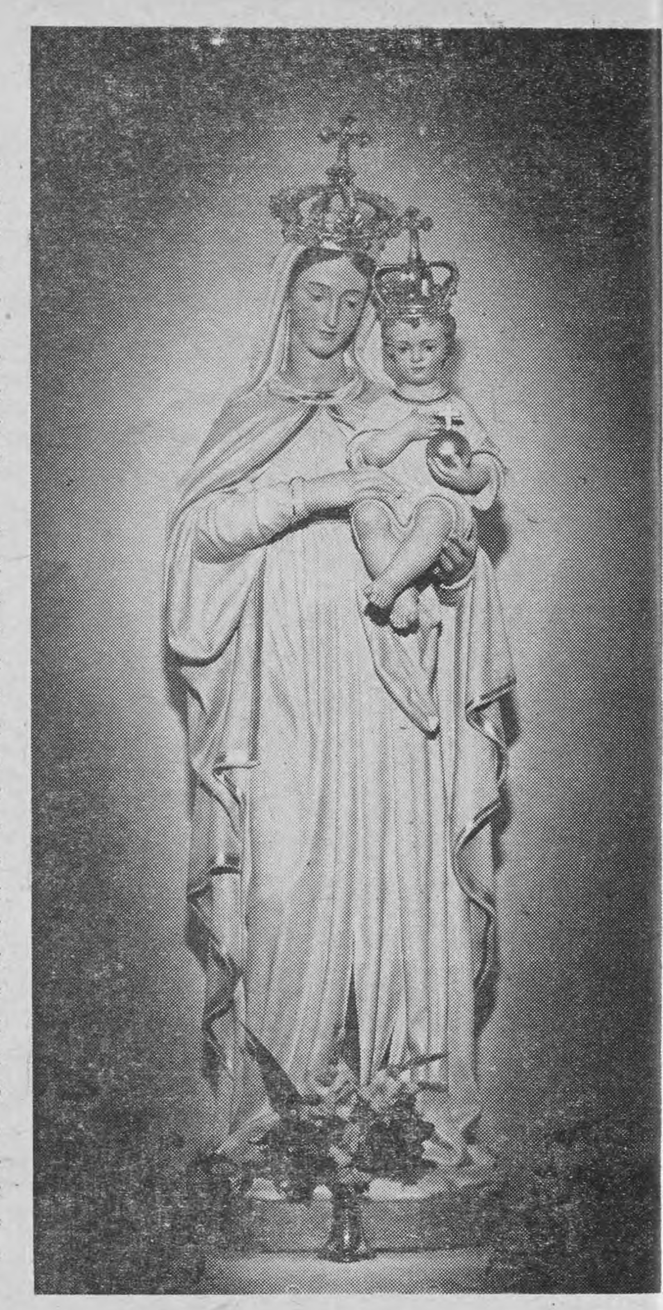
Sei hochgelobt, du reines Kind,
Von allen, die versammelt sind,
Sie bringen dir die Herzen dar,
Samt Elefant und Vogelschar,
Und Kaspar, Melchior, Balthasar.

Marianisches Jahr 1954

(Fortsetzung)

himmlischen Patronin und Mutter in ihrem Herzen pflegen und unter den Gläubigen ständig zu fördern suchen." An einer anderen Stelle heißt es: „Ohne Unterlaß sollen sie sich bemühen, die ihnen anvertrauten Seelen im Geiste Christi zu bilden, unter dem Schutz seiner Unbefleckten Mutter Maria; sie sollen sie anleiten, in allen Anliegen zur allerseligsten Jungfrau Maria vertrauensvoll ihre Zuflucht zu nehmen." Wenn wir die Enzyklika mit den Augen des Oblaten lesen, dann scheint sie uns als eine Erklärung dieser Regelvorschrift.

Der Papst wünscht ferner, daß im Jahre Mariens Wallfahrten zu allen Heiligtümern der Mutter Gottes gehalten werden, besonders jedoch zu der Grotte von Lourdes und zu dem uralten Gnadenbild in Maria Maggiore zu Rom. Maria, die Helferin der Christen und Trösterin der Betrübten, erwartet ihre Kinder auf der ganzen Welt. Sie neigt ihr Ohr unserem Flehen, mag es nun an den von ihr begünstigten Gnadenstätten aufsteigen, oder aber vor dem einfachen Altar einer schlichten Dorfkirche. Ihr kommt es auf die Gesinnung des Herzens an. Denn das Reich Christi und Mariens hat seine Grundlagen im Herzen des Menschen, der in Glaube und Liebe durch die Gnade mit Gott verbunden ist. Mit Maria, der Mutter aller Bedrängten, wendet unser Herz sich denen zu, die da mühselig und beladen sind. Darum sollen nach dem Willen des Hl. Vaters durch die Fürbitte Mariens von Gott Gnaden erfleht werden für die Jugend, die Erwachsenen, die Familie und die alten Leute, für die Hungernden und Unterdrückten, für die Eingekerkerten und die Flüchtlinge, für die Verbannten und die, welche in den Konzentrationslagern und in der Gefangenschaft schmachten.



Ist unser Herz so ganz von der Wahrheit des Reiches Christi und Mariens in uns erfüllt, dann drängt es uns natürlicherweise, die Grenzpfähle dieses Reiches immer weiter zu stecken. Dann ist die echte Marienverehrung nicht nur ganz und gar auf Christus den Herrn ausgerichtet, sondern sie ist auch apostolisch. Christus nahm in Maria die menschliche Natur an, um alle Menschen zu erlösen. Als Kinder Mariens und Mitglieder der Kirche sind wir verpflichtet, mitzuarbeiten, daß das Ziel der Menschwerdung erreicht wird. Mission ist das Herzstück des Apostolates der Kirche, die da immer im Aufbruch zu der letzten Vollendung des Reiches Christi ist; der die Ausbreitung oberstes Lebensgesetz ist. Vollkommene Marienverehrer sind also die Mitglieder unseres Marianischen Missionsvereins. Im täglichen Vereinsgebet rufen sie zu Gott, daß seine himmlische Mutter von Pol zu Pol gebenedeit unter den Weibern sei, daß die Frucht ihres Leibes von allen Menschen erkannt und geliebt werde. Durch ihre Unterstützung helfen sie mit, Missionare heranzubilden, damit das Reich des Satans zerstört, und das Reich Christi und Mari-

ens immer weiter vorangetragen werde. Die Hauptsache ist das Gebet für die Missionen. Wer so arm ist, daß er nicht einmal den Beitrag für den M.M.V. aufbringen kann, wird von dieser Pflicht befreit; kein Mitglied aber kann von dem Missionsgebet entbunden werden. Mehr als bisher müßten wir uns bemühen, Opferseelen, Schwestern, Kranke und alte Leute für das Missionsgebet zu gewinnen. Jede Bekehrung ist das Werk der Gnade. Gnade muß erbetet werden. Sie kann durch keine Organisation und Betriebsamkeit ersetzt werden.

Wer Maria liebt, liebt die Missionen, er interessiert sich für sie und sucht sein Wissen um die Missionen zu vermehren. Er will wissen, wie es im Weinberg des Herrn aussieht. Darum liebt er die Zeitschrift des M.M.V. Sein Herz schlägt höher, wenn er erfährt, daß zB in China die Legion Mariens wie ein eherner Wall zur Verteidigung des Reiches Christi steht. Die Söhne Mariens bekunden einen Glauben und eine Treue, die keine Todesart schrecken kann; denn ihr Banner zeigt das Bild der Unbefleckten und des sie überschattenden Heiligen Geistes. Der wahre Marienverehrer freut sich, wenn er liest, daß den Neuchristen der tiefere Sinn der Sündenlosigkeit Mariens aufgegangen ist, so daß sich die Freude an der Reinheit wie eine Blüte entfaltet und am Baume praktischer Marienverehrung die Frucht der Jungfräulichkeit heranreift, die bisher in den meisten Missionsländern unbekannt war. Unter dem Lilienbanner der Unbefleckten entstehen allenthalben einheimische Schwesterngenossenschaften, Gesellschaften eingeborener Brüder, wächst ein Klerus heran, aus dem immer mehr zu Bischöfen, Erzbischöfen und Kardinälen aufsteigen. Wer der Mission dient, drängt das Reich der Sünde zurück, er nimmt teil am Triumph Jesus und Mariens über die Mächte der Hölle. Darum wollen wir uns einreihen in die Schar derer, die in sich und in der Welt die Sünde ausrotten und das Reich des Lichtes ausbreiten. Das Jahr Mariens muß darum für uns ein Jahr des Gebetes und des Apostolates sein.

Urquell aller marianischen Frömmigkeit sei uns in diesem Jahr mehr als sonst der Rosenkranz. Denn wie uns die reinste Jungfrau selbst gelehrt hat, ist er für uns ein Mittel der Gnade, das Band der Treue, das uns mit ihrem Reich verbindet, der Weg der geistigen Erneuerung und des Triumphes der Kirche. Es zeugt für die Weltweite der Kirche und die verbindende Kraft der Marienverehrung, wenn der Hl. Vater in seiner Enzyklika zur Gebetsgemeinschaft auch die Christen aufruft, die durch das jahrhundertealte Schisma von der Mutterkirche getrennt sind. Für alle soll 1954, das Jahr Mariens, ein Jahr des Gebetes und des Apostolates, ein heiliges Jahr sein.

Nachdenkende Legende

Ein Italiener erzählte mir diese, in seinem Lande kursierende kleine Geschichte vom heiligen Franz von Assisi:

Als Franz von Assisi im Mönchsgewand durch Toscana zog, um seine Lehre von der Bruderschaft jeglicher Kreatur zu verkünden, wurde er eines Tages von einem Bauern angesprochen, der an Gott zweifelte.

„Glaubst du, daß Gott wirklich allmächtig ist?" fragte der Bauer den heiligen Franz.

„Gott hat alles erschaffen, was du siehst. Ist dir das nicht genug?" Und als der Bauer nur spöttisch die Achseln zuckte, fuhr der heilige Franz fort: „Siehst du dort oben die Lerche? Sie ist so klein, so zierlich, und doch ist es ihr möglich, so hoch zu fliegen, daß du sie nur noch als winzigen Punkt sehen kannst. Auch dieser Vogel ist ein Teil von Gottes Werk."

„Wenn Gott allmächtig ist, müßte er doch auch einen Vogel erschaffen können, der noch höher fliegt, so hoch, daß die Menschen ihn nicht mehr sehen können?"

„Auch das kann Gott."

„Und er müßte auch einen Vogel erschaffen können, der so hoch fliegt, daß er, Gott selbst, ihn nicht mehr sehen kann!"

„Auch das kann Gott, aber er würde es niemals tun."

„Warum nicht?" fragte der Bauer überrascht.

„Weil dieser Vogel Gott dauern würde", lächelte der heilige Franz, machte sich auf seinen Weg und lies den Zweifler in tiefem Nachdenken neben seiner Pflugschar zurück. K. L.

Fulgens Corona -- Strahlende Krone

Päpstliches Weltrundschreiben zum Marianischen Jahr

Wie wir bereits auf Seite 2 und 3 erwähnten, hat Papst Pius XII. ein Weltrundschreiben veröffentlicht, in dem das Jahr 1954 zum Marianischen Jahr erklärt wurde. Am 8. Dezember 1954 jährt sich zum hundertsten Male der Tag, an dem das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Mariens verkündet wurde. Uns zum Heil erhielt Maria alle jene Gnadengaben, die sie so hoch über alle Geschöpfe erhebt. Sie ist Königin der Himmel – und doch ist sie geblieben die Magd des Herrn, deren ununterbrochener Dienst an Gott darin besteht, den Vater und den Sohn und den Heiligen Geist anzubeten – und uns Menschen zu helfen. Lesen wir aufmerksam, was Christi Stellvertreter uns heute zu sagen hat. –

Ehrwürdige Brüder!

Gruß und Apostolischen Segen.

Die strahlende Krone der Glorie, mit der die makellose Stirn der jungfräulichen Gottesmutter von Gott geschmückt wurde, erscheint Uns lichtvoller aufzuleuchten, wenn wir Uns jenes denkwürdigen Tages erinnern, da vor hundert Jahren Unser Vorgänger seligen Angedenkens, Pius IX., umgeben von der erhabenen Schar der Kardinäle und Bischöfe, mit unfehlbarer apostolischer Autorität erklärte, verkündete und feierlich definierte: „Die Lehre, daß die allerseligste Jungfrau Maria im ersten Augenblick ihrer Empfängnis durch einen einzig dastehenden Gnadenvorzug des allmächtigen Gottes, im Hinblick auf die Verdienste Christi Jesu, des Heilandes des Menschengeschlechtes, von jedem Makel der Erbschuld freigeblieben sei, ist von Gott geoffenbart und muß daher von allen Gläubigen fest und beharrlich geglaubt werden.“

... Es scheint, als wollte die seligste Jungfrau Maria selbst auf wunderbare Weise die Lehrentscheidung, die der Stellvertreter ihres göttlichen Sohnes auf Erden, unter dem lebhaften Beifall der gesamten Kirche ausgesprochen hatte, gleichsam bestätigen. Es waren noch keine vier Jahre vergangen, als die jungfräuliche Gottesmutter in der Nähe einer französischen Ortschaft am Fuße der Pyrenäen einem unschuldigen und einfachen Mädchen in der Grotte von Massabielle erschien. Die heilige Jungfrau hatte ein jugendliches und gütiges Aussehen und war mit einem leuchtend weißen Gewand, einem hellschimmernden Mantel und einer himmelblauen Schärpe bekleidet. Dem Mädchen, das inständig die Erschienene nach ihrem Namen bat, antwortete diese liebreich lächelnd mit zum Himmel gerichteten Augen: „Ich bin die Unbefleckte Empfängnis.“ . . .

I.

In dem Apostolischen Schreiben, in dem Unser Vorgänger, Pius IX., diesen katholischen Lehrsatz allen Christgläubigen fest und unerschütterlich zu glauben vorschrieb, tat er nichts anderes, als die Stimme der heiligen Kirchenväter und der gesamten Kirche, die von der christlichen Frühzeit her durch alle folgenden Jahrhunderte gleichsam herüberklang, aufmerksam aufnehmen und durch seine Autorität bestätigen.

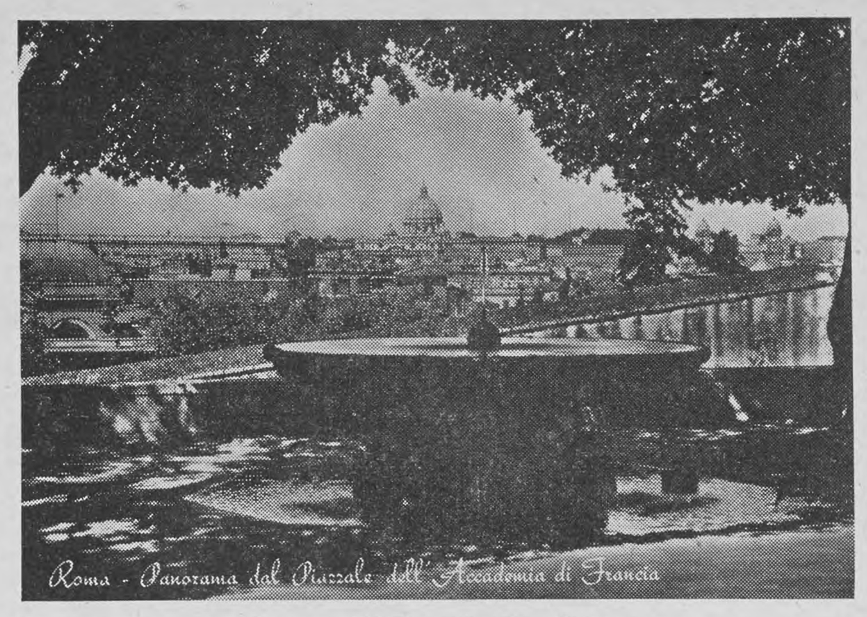
Zunächst findet man die Grundlage dieser Lehre in der Heiligen Schrift selbst. In ihr spricht Gott, der Schöpfer aller Dinge, nach dem unheilvollen Sündenfall Adams die Versucher- und Verderberschlange mit den Worten an, die nicht wenige der heiligen Väter und Kirchenlehrer sowie die meisten anerkannten Exegeten auf die jungfräuliche Gottesmutter anwenden: „Feindschaft will ich setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen . . .“ Wenn nun aber die allerseligste Jungfrau Maria irgendwann, – weil mit der Erbsünde in ihrer Empfängnis behaftet, – der göttlichen Gnade entbehrt hätte, so hätte wenigstens in diesem, wenn auch kürzesten Augenblick, diese ewige Feindschaft zwischen ihr und der Schlange, von der seit der ältesten

Überlieferung bis zur feierlichen Verkündigung des Dogmas der Unbefleckten Empfängnis die Rede ist, nicht bestanden. Es hätte dann eine gewisse Unterwerfung stattgefunden.

Außerdem wird die heiligste Jungfrau mit den Worten „voll der Gnade" oder „kecharitomene" und „gebenedeite unter den Weibern" gegrüßt. Die katholische Überlieferung hat diese Worte immer folgendermaßen verstanden: „Dieser einzigartige und feierliche, sonst nie vernommene Gruß zeigt, daß die Gottesmutter aller göttlichen Gnaden Thron gewesen ist, daß sie mit allen Gnadengaben des Heiligen Geistes ausgestattet, ja sogar dieser Gnadengaben nahezu unbegrenzte Schatzkammer und unerschöpfliche Tiefe gewesen ist, so daß sie niemals dem Fluche unterworfen war."

Diese Lehre aus der Zeit der Urkirche haben die heiligen Väter ohne jeden Einspruch und klar genug überliefert. Sie versicherten, die allerseligste Jungfrau sei die Lilie unter Dornen gewesen, das gänzlich unberührte Lamm, unbefleckt, allezeit gesegnet, von jedem Makel der Sünde frei, das unverwesbare Holz, die allzeit reine Quelle; jene, die einzig und allein nicht des Todes, sondern des Lebens Tochter war, nicht des Zornes, sondern der Gnade Sproß, ungeschwächt und in jeder Weise unberührt, heilig und von jeder Sünde gänzlich frei, schöner, als die Schönheit selbst, heiliger, als die Heiligkeit, die allein Heilige, die – Gott ausgenommen – alle überragte und von Natur aus schöner, wohlgestalteter und heiliger war als selbst die Cherubim und Seraphim und die ganze Heerschar der Engel. . . .

Mit vollem Recht spricht daher der hl. Ephrem ihren göttlichen



Rom — Blick auf St. Peter

Sohn mit diesen Worten an: „Wahrhaftig, Du und Deine Mutter, ihr allein seid ganz und vollkommen schön. . . ."

Und weiter geht hieraus hervor, daß ihr dies einzig dastehende Gnadenprivileg, das nie jemand erhalten hat, nur deshalb von Gott verliehen worden ist, weil sie zur Würde der Gottesmutter erhoben werden sollte. Denn dieses erhabene Gnadengeschenk, das auf dem Konzil von Ephesus gegen die Irrlehre des Nestorius feierlich definiert wurde, und neben dem es kein größeres zu geben scheint, erfordert die Fülle der göttlichen Gnade und ein Herz, das von jedem Makel frei ist; ein Gnadengeschenk, das die höchste Würde und Heiligkeit fordert, die es nach Christus gibt. Ja noch mehr, aus diesem erhabenen Gnadengeschenk der Muttergottes-Würde scheinen alle Privilegien und Gnadenerweise, die ihre Seele und ihr Leben in so außerordentlicher Weise schmückten, wie aus einer geheimnisvollen und ganz lauteren Quelle fließen. Treffend erklärt nämlich Thomas von Aquin: „Da die seligste Jungfrau Mutter Gottes ist, besitzt sie gewissermaßen ein unendliche Würde aus dem unendlichen Gut, das Gott ist. . . ."

. . . Nicht wenige Andersgläubige und Protestanten tadeln also ganz zu unrecht unsere Verehrung der jungfräulichen Gottesmutter, gleichsam als ob wir Gott dem Herrn und Jesus Christus etwas von dem Kult entziehen würden, der ihnen allein geschuldet ist, wo doch im Gegenteil alle Verehrung, die wir unserer himmlischen Mutter erweisen, ganz sicher zum Ruhme ihres göttlichen Sohnes gereicht, nicht nur, weil aus Ihm alle Gnaden und Gaben, auch die erhabensten, als aus ihrer ersten Quelle hervorgehen, sondern auch, weil „der Ruhm der der Söhne ihre Väter sind." . . .

. . . Dazu kommt, daß auch unter allen Gemeinden der morgenländischen Kirche, die sich schon lange von der Einheit der katholischen Kirche getrennt haben, solche nicht fehlten noch fehlen, die,

— wenn auch durch Vorurteile und gegensätzliche Meinungen voreingenommen, — sich doch diese Lehre zu eigen gemacht haben, und das Fest der Unbefleckten Jungfrau feiern. Das würde zweifellos nicht geschehen, hätten sie diese Wahrheit nicht von altersher empfangen, noch bevor sie sich von der einen Herde trennten.

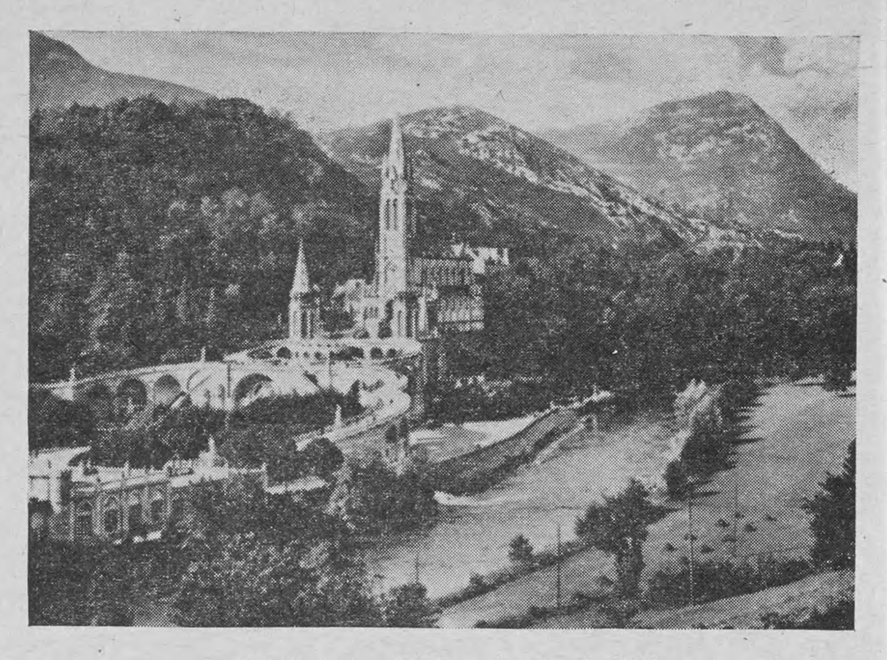
Es ist daher unser Wunsch, da nunmehr hundert Jahre verflossen sind, daß Papst Pius IX. unsterblichen Angedenkens dieses einzigartige Gnadenprivileg der jungfräulichen Gottesmutter feierlich definierte, den ganzen Gegenstand mit den Worten desselben Papstes so zusammenfassend abzuschließen: Diese Lehre ist „durch das Urteil der Väter und die heiligen Bücher besiegelt, durch so viele schwerwiegendste Zeugnisse derselben überliefert, in so vielen berühmten Urkunden von ehrfurchtgebietendem Alter niedergelegt und gefeiert, sowie vom höchsten und maßgebenden Urteil der Kirche vorgelegt und entschieden", und zwar so, daß nichts „lieber und teurer ist, als die jungfräuliche Gottesgebärerin mit glühendster Liebe als die ohne Erbsünde Empfangene überall zu verehren, anzurufen und zu loben."

Der Hl. Vater erinnert dann an die feierliche Dogmatisierung der Himmelfahrt Mariens im Jahre 1950 und fährt dann weiter:

Es scheint, daß seitdem alle Gläubigen aus einem viel tieferen und wirksameren Grund, Geist und Gemüt der Unbefleckten Empfängnis der Jungfrau zuwenden können. Diese beiden Dogmen sind ja mit innerer Notwendigkeit eng miteinander verknüpft. So geschah es, daß die wundervolle Weisheit und Harmonie des göttlichen Ratschlusses, in dem Gott die seligste Jungfrau Maria von jedem Makel der Erbschuld frei wissen wollte, von selbst in einem viel klareren Lichte erschien, als die Aufnahme Mariens in den Himmel — die Krönung und Vollendung jenes ersten Privilegs Mariens — feierlich verkündet wurde.

Auf Grund dieser beiden einzigartigen Privilegien, die der jungfräulichen Gottesmutter gewährt wurden, erglänzt der Anfang wie das Ende ihrer irdischen Pilgerschaft in einem strahlenden Licht; die unermeßliche „Verherrlichung" ihres jungfräulichen Leibes entspricht in wunderbarer Weise der völligen, von jedem Makel reinen Unschuld ihrer Seele, und wie sie mit ihrem eingeborenen Sohn im Kampf gegen die verderbenbringende höllische Schlange vereint war, so nimmt sie jetzt an Seinem glorreichen Triumph über die Sünde und deren traurigen Folgen teil.

(Fortsetzung folgt)



Lourdes — Blick auf die Basilika

In seiner Enzyklika fordert der Hl. Vater die Gläubigen auf, während des Marianischen Jahres Pilgerfahrten zu den Gnadenstätten der Muttergottes zu unternehmen. Er erwähnt besonders Lourdes, wo die Muttergottes sich einem armen Hirtenmädchen offenbarte mit den Worten: „Ich bin die Unbefleckte Empfängnis!"

* * *

Talent allein ist ein Stück rohes Metall; der Fleiß prägt es erst und bestimmt seinen wahren Wert.

* * *

Weise ist, wer nicht traurig ist über das, was er nicht hat, vielmehr froh über das, was er hat.

Caspar-Melchior-Balthasar-1954

† C † M † B 1954

von Johannes Linke

Langsam und mit großer Vorsicht wandert die Mutter auf dem verharschten Wege ins Tal. Der böhmische Wind faucht über die Hänge und sticht mit eisigen Nadeln. Er hat die Schneekruste längst verhärtet. Die Mutter muß behutsam gehen, wenn sie nicht das Glaskrüglen zerbrechen und ihre Glieder zerstoßen will. Bedächtig tastet sie mit dem Hakelstecken, der nur mit der eisenbeschlagenen Spitze unter ihrem Wolltuche hervorschaut, den Weg ab und setzt ihre Füße ängstlich auf den eisigen Grund. Es ist nicht weit vom Weiler bis zum Pfarrdorfe; im Sommer geht man kaum ein halbes Stündchen, aber heute will der Weg kein Ende nehmen. Die Mutter wäre lieber daheim geblieben, aber heute geht es nun einmal nicht anders, heut' muß sie zur Kirche.

Das Licht hat sich gewendet, das Christkind ist geboren, das neue Jahr ist gekommen, und die Tage werden länger, aber noch ist die Zwischenzeit nicht vorüber, noch steht die letzte der Losnächte bevor, und die ist gefahrvoll wie die erste, unheimlich wie die Weihnacht. Hat man es je gehört, daß einer sein Haus vor dieser grausigen Nacht nicht gegen die höllischen Widersacher geschützt hätte? Das ist unausdenkbar und soweit man sich an die vergangenen Zeiten erinnert, hat noch stets jeder Bauer und Holzmacher hier im Wald seinen Wohnraum am Tage der Heiligen Drei Könige geweiht. Das war zu allen Zeiten so und muß so sein, denn die Satzungen, die von den Vorfahren aufgezeichnet sind, wirken zwingend und stark im Leben der Dörfer und des Jahres.

Auf der engen Dorfgasse trifft die Mutter noch andere winterlich vermummte Frauen, die am Morgen die Frühmesse versäumten und nun am Nachmittag ihre Weihmittel heimholen müssen. Hinter dem Hochaltar der weihrauchduftenden Kirche füllt ihnen der Meßner die Kännchen und Flaschen mit geweihtem Wasser und gibt ihnen Kreide und das gesegnete Salz. Sie knien noch eine Weile in ihrer Bank, bringen ihr Anliegen und ihren Dank vor Gott und die heiligen Nothelfer und schauen zu den holzgeschnitzten, goldüberglänzten drei Mohrenkönigen auf, die mit mächtiger Gebärde vor ihrem im Flattern erstarrten Mantel ihre Geschenke tragen.

Es war heute den ganzen Tag nie recht hell, obgleich keine Wolken über den Himmel zogen, aber nun beginnt es auch noch zu dämmern, und dazu drängen die Nebel, die seit Tagen über dem Berg lagern, mächtig nieder ins Tal. Die Hügel sind längst im grauen Dunste versunken, und jetzt flattern die Fetzen schon dicht über den Dächern des Dorfes, das die Mutter eben verläßt. Immer dikker wächst der Rauhreif an, der mit Körnern, Nadeln und Graupen jedes Zweiglein umgibt. Mühsam schleppt sich die Mutter den Kirchsteig hinan, immer wieder muß sie rasten und verschnaufen. Unterdessen wird es dunkel, lange ehe das Nachtläuten einsetzt.

Eben als die Mutter ihre Hütte erreicht, kommt auch der Vater mit dem ältesten Buben vom Berge heim, wo sie sich eine Fracht Brennholz auf den Zugschlitten luden, der nun durch die Hohlgasse heranbraust. In der Stube bitzeln die kleinen Kinder an Holzscheitlein und Spänen, während die älteren Töchter schon die Nachtsuppe und die Tränke fürs Vieh fertig gesotten haben.

Sie haben alle gewaltigen Hunger. Der Vater, die Mutter, die sich eben mit froststarren Fingern aus ihrem Umhange schält, und auch die Kinder, aber heute dürfen sie nicht essen, ehe das Haus ausgeweiht ist. Vom Wandbrette langen sie die rauchgeschwärzten Spanschachteln. In der einen liegen die Wendolinizelten, briefmarkengroßes Backwerk, das am Feste des heiligen Wendolin, der ein Kaisersohn war und Viehhüter wurde, alljährlich als heilsame Beigabe für Rind und Geiß, Schwein und Schaf geweiht wird. Diese kleinen bräunlichen Brötlein nimmt nun der Vater, während die Mutter die neunerlei Kräuter, die sie im Sommer dörrte, mit dem Weihrauch in einem Pfännlein anzündet, und zerbröselt sie in den Tränkeimer. Dann greift er noch eine Handvoll geweihtes Salz aus dem Beutel und schüttet es in den dampfenden Sud für Kuh und Kalb. In bläulichen Schwaden duftet der Weihrauch durchs Haus, nun werden die Kinder, die mit gefalteten Händen am Ti-

sche saßen und murmelnd zu den Heiligen auf den Glasbildern beteten, quicklebendig, sie reißen die Türen auf, daß die Mutter das qualmspendende Geschirr in jeden Raum tragen kann, in Kammer und Keller, Stall und Fleez und Boden, damit jeder Winkel den süßlichen Segensduft einatmet. Der Vater geht mit dem Strohwedel hinterdrein, den er in die weihbrunngefülle Schale taucht, und spritzt die heiligen Tröpflein in jedes Eck und an jedes Gerät, nachdem er die irdenen Kessel am Türstock bis an den Rand gefüllt hat. Nun dürfen die Kinder das rauchende Kräuterhäflein tragen und sie tun es stolz und übermütig und blasen die glimmenden Blätter an und greifen mit den Fingern in die Glut. Die Mutter hat jetzt anderes zu tun. Sie nimmt die Kreide zwischen die Finger und malt ans Hüttentor ein Kreuz und das K, das dem ersten König, Kaspar, gilt. Dahinter setzt sie wieder ein Kreuzlein, das ein wenig schief gerät, und dann kommt König Melchior mit einem M an die Reihe. Dem dritten Kreuze schließt sich das B des Königs Balthasar an, und ans Ende kommt die Jahreszahl. Nun halten die drei Weisen mit ihren Kreuzen für ein neues Jahr die Wache vorm Haus, daß weder Drud noch Weihz noch Wiedergänger zur Tür hereinkann.

Indessen ist das Weihkraut verglommen, das Vieh hat den segensvollen Trank eingeschlürft, und nun setzt sich alles zu Tisch. Mag der Sturm draußen heulen und vor Wut die überglasten Äste knicken, mag er durch den Rauchfang hereinpoltern und schimpfen: das Haus steht im Schutze des Heilands und seiner Ritter.

Gisela

von P. Josef Schmidt S.V.D.

Eine nicht erfundene Geschichte

Dr. Kerekes war Abteilungsarzt der Selbstmörderstation im Budapester St. Rochus Krankenhaus. Im Laufe der Jahre hatte er einen reichen Schatz an Erfahrungen in der Behandlung dieser ärmsten, am Leben zerschlagenen Menschen gesammelt und tiefe Blicke getan in die Abgründe der menschlichen Seele. Doch die jugendliche Patientin, die man vor zwei Tagen nach heftigem Widerstand aus der Donau gerettet hatte, stellte seine ärztliche Kunst vor ein neues Rätsel. Sie verhielt sich auch heute, am dritten Tage, noch völlig teilnahmlos, verbiß krampfhaft ihre Lippen, antwortete auf keine Frage. Dr. Kerekes begab sich zum Büro und verlangte noch einmal das Krankenblatt. Nachdenklich laß er: Name: Gisela Tolnai. Alter: 20 Jahre. Beruf: Hausangestellte. Religion: röm.-katholisch. Vater: Regierungsrat im Innenmisterium. Tatort: Elisabethenbrücke. Motiv der Tat: unbekannt. „Schwester Agnes, behalten Sie bitte die Patientin auf Zimmer 8 im Auge, damit sie keine neuen Dummheiten macht. Drängen Sie bitten nicht mit unnötigen Fragen. Seien Sie eher zurückhaltend als aufdringlich in der Behandlung der Kranken." Dr. Kerekes wußte, eigentlich war es höchst überflüssig, Schwester Agnes solche Verhaltungsmaßregeln zu geben, da sie schon zwanzig Jahre Dienst auf der Station tat und über ein ungewöhnliches Maß von Geschick und Einfühlungsvermögen verfügte.

Am Abend wiederholte die Kranke wie gestern und vorgestern ihre Bitte um ein Fläschchen Veronaltabletten. Sie habe in den vergangenen Nächten kein Auge geschlossen, sei maßlos müde und zerschlagen. Aber Schwester Agnes, die den eigentlichen Grund wußte, warum die Patientin um diese Tabletten bat, lächelte nur und sagte gütig: „Ich werde mich ein wenig zu Ihnen ans Bett setzen, wenn ich die übrigen Kranken versorgt habe. Sie werden dann leichter einschlafen. Eine halbe Stunde später saß sie bei Gisela und hielt deren Hand fest in der ihren, als wolle sie die eigene Ruhe auf die schlaflose Patientin übertragen. Sanft fuhr sie über die heiße Stirne der Kranken und versuchte, durch Streicheln die grüblerischen, schlafraubenden Gedanken zu verscheuchen. Später sprach sie ein kurzes Nachtgebet. Gisela wurde ruhiger und, schon vom Halbschlaf umfangen, seufzte sie noch: „Schwester, nicht beten!" Dann war sie eingeschlummert. —

Als Gisela Tolnai auch am nächsten und übernächsten Tage in ihrem trotzigen Schweigen verharrte, so daß der Arzt immer noch im unklaren blieb über die Hintergründe des Selbstmordversuches, ließ er durch Schwester Agnes ein Buch aus der Hausbibliothek erbitten. Schon oft hatte er die Erfahrung gemacht, daß eine frohe leichte Lektüre die innere Verkrampfung der Patienten löste und ihre Gedanken von zermürbenden Grübeleien

weg auf andere Wege führte.

„Fräulein Tolnai", sagte der Arzt, ohne durch weiteres Fragen die Kranke zu belästigen, „ich habe Ihnen etwas Interessantes zum Lesen gebracht!" Er legte bei diesen Worten das Buch auf die Bettdecke, hinein in die bleichen Hände Giselas. Aber im gleichen Augenblick verzerrte sich das fast anmutige Gesicht der Patientin zu einer häßlichen Grimasse. Sie ergriff das Buch und schleuderte es, als halte sie eine giftige Viper in der Hand, wütend in die Zimmerecke.

„Ich will nicht". schrie sie und sank erschöpft in die Kissen zurück. Dr. Kerekes atmete tief und wartete. Nach einer Weile richtete die Kranke ihre Augen zu ihm auf: „Verzeihen Sie, Herr Doktor", sagte sie, sich höflich entschuldigend. Dann aber verkrampften sich ihre Lippen wieder in hartnäckigem Schweigen.

Es dauerte noch Tage, bis das Eis in Giselas Herz zu tauen begann. Bis ihre Züge sich entspannten und der Mund das befreiende Wort fand. Schwester Agnes saß wieder am Bette der Kranken.

„Schauen Sie, Fräulein Gisela, wie draußen mit weißem Blütenregen und hundert frohen Vogelliedern der Frühling seinen Einzug hält. Neues, frisches Leben pulst in Bäumen und Sträuchern. Auch die Menschen sind festlicher, freundlicher gestimmt bei dem glitzernden Sonnenschein und dem wundersam blauen Himmel." Ob sie nicht die Amsel sähe, fragte die Schwester wohlgelaunt, die auf den hauchgrünen Zweigen einer Akazie gerade vor dem Fenster so sorglos und übermütig singend herumhüpfe . . . „Bald sind sie vollends genesen. Neues Leben, der Frühling, die Freude erwartet sie dann." Ein



noch ungläubiges Lächeln löste zaghaft die verschlossenen Lippen der Kranken. Schwester Agnes plauderte weiter. Von daheim, von ihren Kindheitstagen, von ihrer Mutter. Sie war eine schöne Frau mit rabenschwarzen in der Mitte gescheitelten Haaren und mit tieffrommen Sinn. Acht Kinder habe sie für den lieben Gott großgezogen. Selbst im Leid sei sie immer stark und sonnigen Gemütes gewesen . . . Gisela hörte der Erzählerin zu wie ein Kind, das Märchen lauscht. Als Schwester Agnes geendet, richtete die Kranke sich auf und musterte prüfend das Gesicht der Pflegerin.

„Darf ich Ihnen etwas aus meinem Leben berichten? Von meiner Schuld, von meinen Sünden, die wie bergschwere Mühlsteine auf meiner Seele lasten? Ich muß mich frei erzählen, sonst

werde ich wahnsinnig."

Schwester Agnes nickte leicht: „Ja, Kind, erzählen Sie recht viel." Sie war überfroh, daß diese beängstigende Krisis der Patientin endlich überstanden schien und sie aus ihrer inneren Stummheit erwachte.

„Auch meine Kindheit", begann Gisela zögernd, „verlief wie ein Sonntag, sorglos und froh. Ich war das einzige Kind. Der Liebling meiner Mutter. Mit zehn Jahren feierte ich meine Erstkommunion. Auch Vater und Mutter, die sonst selten zum Tisch des Herrn gingen, knieten an jenem glücklichen Morgen mit mir an der Kommunionbank. Einen Fehler hatte ich allerdings in jenen Jahren seliger Unbekümmertheit schon, den Mutter leider zu nachsichtig bekämpfte: Ich war eine Leseratte, wie unsere Lehrerin scherzend neckte. Wenn ich über einem Märchen oder einer spannenden Geschichte saß, vergaß ich alles: Essen, Spiel und Arbeit. Mama tadelte mich zwar, wenn sie von einem Besuch aus der Stadt heimkam und mich, über meine Lektüre gebeugt, reglos auf dem Sofa sitzen sah. Die Schularbeiten hatte ich natürlich vollständig vergessen. Stets spähte ich nach neuem Lesefutter. War ich allein zu Hause, dann durchstöberte ich Vaters Bücherschrank. Einige Bücher fand ich langweilig und unverständlich. Bei andern klopfte mir das Herz bis zur Kehle, und eine innere Stimme warnte: Das darfst du nicht lesen! Das ist sündhaft! Aber diese Stimme mahnte immer leiser. Das Verbotene lockte mit unwiderstehlicher Zauberkraft.

Später, als ich das städtische Lyzeum besuchte, brachten Filmillustrierten neuen Lesestoff und fieberhafte Spannungen. Eigentlich waren die Filmhefte verboten. Unsere Klassenlehrerin verfolgte jede einzelne Nummer mit wahrer Verbissenheit. Der Religionslehrer warnte vor dieser für unreife Leser so gefährlichen und seichten Lektüre. Bei den Musterschülerinnen fanden die Ermahnungen folgsame Ohren. Die Unbelehrbaren, zu denen auch ich gehörte, kümmerten sich nicht um das Verbot und witzelten darüber. Mit ungeheurer Neugierde erwarteten wir jede neue Nummer des „Filmsternes", der dann heimlich von einer Hand zur anderen wanderte. Bald hatte jedes Mädchen seinen Filmschwarm. Manche suchten ihre Lieblinge nachzuahmen in Kleidung, Haarfrisur und Benehmen. Meine Mutter war entsetzt, als ich eines Nachmittags mit einer Pagenfrisur heimkam, und erklärte Genau wie Anny Geza. Jeder Film, in dem Bela Kosztolanyi, Lucie Hellenbay oder Rökk Marika eine Rolle spielten, wurde mit fieberhafter Spannung erwartet und nach der Vorstellung eifrig besprochen. Denn für diese drei schwärmten wir alle. Nicht wenige Klavierstunden habe ich durch diese heimlichen Kinobesuche mit schlechtem Gewissen versäumt. Mama war über die Maßen vertrauensselig und ahnte nichts von meinen Seitensprüngen.

Eines Tages betrat ich eine kleine Winkelbuchhandlung in der Gardonyistraße, um mir den „Filmstern" zu kaufen. Zum erstenmal im Leben war ich in diesen Laden geraten.

„Den Filmstar!" sagte ich kurz und legte das abgezählte Geld auf den Ladentisch. Während die Verkäuferin es in die Kasse strich, musterte ich mein Gegenüber. Die Dame hatte kupferrotes, glänzendes Haar, knallrot gefärbte Lippen und rosalakkierte Fingernägel. Im übrigen

Zum Jahreswechsel

Ein altes Jahr geht nun zur Ruh'
mit Kummer und mit Sorgen;
aus des Erlebens schwerer Truh'
tat sterbend es noch bergen
mir der Erfahrung Nagelschuh
zur Wandrung in den Morgen.

Ein neues Jahr steigt aus der Nacht
wie Nebel aus den Wiesen
und fröhlich mir's entgegenlacht
mit klaren Sternengrüßen.
Ein zartes Hoffen still erwacht,
befreit von Zwang und Müssen.

Ich lege nun mein ganz Geschick
in Gottes gute Hände,
denn er gibt Frieden, Freud' und Glück
und weiß auch Trost zu spenden.
Er soll, wenn Unheil mich bedrückt,
mir seinen Segen senden.

Michael Mohr

eine verblähte Schönheit. Mich ärgerte der spöttische, taxierende Blick, mit dem sie mich belauerte. „Vielleicht darf ich der jungen Dame etwas Interessantes, Pikantes anbieten? Sie sind ja kein Baby mehr“, schmeichelte sie und legte ein buntes Heft vor mich hin. Ich wagte nicht, einmal hineinzuschauen. Aber ihre Rede hatte meine Eitelkeit und Kauflust gereizt. Ich erfragte den Preis, bezahlte und steckte das Heft unbesehen in meine Mappe.

Daheim angekommen, schützte ich Kopfschmerzen vor und schlich auf mein Schlafzimmer. Mit zitternden Händen wickelte ich das Heft aus seiner Hülle und erschrak über das schamlose Bild des Einbanddeckels, das offenbar zum Kaufen reizen sollte. Dann begann ich die Umwelt vergessend, über das Buch gebeugt, zu lesen. Der Kopf brannte mir fieberheiß, und mein Puls jagte. Als ich einen Augenblick innehielt in der Lektüre, schalt mich eine Stimme im Innern vorwurfsvoll: ‚Gisela, schämst du dich nicht, in solchem Schmutz zu waten? Wie müßtest du erröten, wenn deine Mutter, die Lehrerin, der Religionslehrer neben dir stünden?‘ Etwas noch Ungebrochenes in der Tiefe meines Herzens bäumte sich auf. Ich aber überhörte die mahnende Stimme. Las weiter. Ließ das süße Gift in meine Adern fließen. Die verbotene Frucht schrie nach mehr. Ich wurde eine der häufigsten Kundinnen jener verruchten Winkelbuchhandlung.“

Hier machte die Erzählerin eine Pause. Ihre Augen forschten in den Zügen von Schwester Agnes.

„Und von all dem hat Ihre Mutter nichts gemerkt?“ fragte diese und dachte dabei an die zarte Wachsamkeit der eignen Mutter.

„Mama meinte, ich sei in letzter Zeit so nervös und überreizt, so unruhig, und bei jeder Kleinigkeit brauste ich auf.

‚Das kommt vom vielen Stubenhocken, Mama‘ log ich, ‚und von vielem Studieren.‘ Einmal fand Mama beim Einordnen der Wäsche eines dieser Schundhefte in meiner Kommode.

‚Schaff diesen Schmutz aus dem Haus heraus‘, drohte sie ärgerlich. ‚Sorg, daß du Ostern ein anständiges Zeugnis heimbringst.‘ Damit war die Sache abgetan.

Bis tief in die Nacht hinein las ich und füllte meinen Kopf mit diesen schwülen Phantasien. Einmal kam Vater, spät abends, von einer Sitzung nach Hause und sah Licht in meinem Zimmer brennen. Von der Zeit ab drehte Mama um neun Uhr die Sicherung der Lichtleitung meines Zimmers heraus da sie argwöhnte, daß ich die Nachtstunden mit Lesen verbrächte. Eine Kerze schaffte Abhilfe. Das Lesen war zwar anstrengender, die Augen brannten mir oft wie Feuer, aber das Gift lockte. Eines Abends hatte ich Pech. Von einem Schulausflug übermüdet heimgekehrt, war ich beim Lesen eingeschlafen. Die Kerzenflamme fraß sich ins Buch und hatte schon mit ihrem Brand die Bettdecke erfaßt. Ich erwachte und schrie laut um Hilfe. Da Mutter gleich ins Zimmer stürzte, wurde ein Zimmerbrand vermieden.

Mutter war über die Maßen

Die Arbeit

Das ist doch ein kostbares Geschenk, das der Herrgott seinen Erdenkindern machte: die Arbeit. Hast du ein Leid im Herzen, das nicht heilen will, das dir den Tag grau färbt und deine Nächte qualvoll macht, geh zur Arbeit, zu der herben, tüchtigen Frau, sie wird dich mit so klaren Augen anschauen, mit so morgenheller Stimme zu dir sprechen, daß du das Haupt hochheben und tief atmend einen frischen Luftstrom des Lebens einsaugen wirst. Bist du einem Irrlicht nachgegangen und auf sumpfigem Pfad von Schlingpflanzen tiefer Verzagtheit umschlungen worden, rufe die Arbeit, die tüchtige Frau; sie wird dich mit derber Hand herausziehen aus deiner Bedrängnis und dich wieder auf eine feste Straße stellen. Hast du Güter verloren, welcher Art es immer sei, wende dich an die Arbeit, die reiche Frau, die leere Taschen und leere Herzen immer zu füllen vermag. Sind dir alle Unterhalterinnen des Lebens überdrüssig geworden, laß die Arbeit an deinem Tisch sitzen bis zum letzten Tag deiner Kraft!

Denn sie ist deine beste Freundin; sie schützt deine Gesundheit, sie stärkt deine Muskeln; sie würzt dir das Mahl und salzt es, daß es nicht faule; sie spricht dir alle Tage aufmunternde Worte über deinen Wert ins Ohr, und hütet dich vor Übermut durch kleine oder große Mißerfolge; sie gibt dir für deine Feste das rechte Lachen mit, sie schenkt dir zu deinem Becher den rechten Durst und schließt dir alle Abende mit leisem Finger die Lider!

P. Keller

aufgebracht und verbot mir strengstens das nächtliche Lesen im Bett. Um ihrem Gebote Nachdruck zu verleihen, sperrte sie mir für ein Vierteljahr das Taschengeld.

Sooft ich zur Beichte ging, ich verschob dies zuweilen um mehrere Wochen, erwachte mein Gewissen. Ein stilles Heimweh nach der verlorenen Reinheit und Unschuld mahnte mich zur Rückkehr. Aber es blieb stets bei einem kraftlosen Ansatz. Ich kam mir vor, als habe ich mich in einem Dornstrauch verstrickt. Löste ich einen dieser dornigen Äste, so umkrallten mich zehn andere. Schon acht Tage später führte mich mein Weg beim Einkaufen für Mama wieder an der Buchhandlung vorbei. Ich blieb stehen, betrachtete die Auslagen. Da war es um meinen ganzen Vorsatz geschehen. Ich trat in den Laden, obwohl ich nicht einmal soviel Geld hatte, eines dieser seelenvergiftenden Hefte zu bezahlen.

‚Oh, das schadet nichts, mein Täubchen', tröstete mich die Verkäuferin. ‚Wir machen ein Geschäft. Ich gebe Ihnen vier von diesen interessanten Heften. Drei verkaufen Sie, natürlich mit der nötigen Vorsicht, Sie verstehen ja. Das vierte Heft erhalten Sie gratis.'

„Noch einmal wollte mich mein Gewissen zurückreißen. Aber Neugierde und Sinnlichkeit hielten mich umklammert. Ich nahm die Hefte und begann meine Satansarbeit. Nur eine einzige von meinen Mitschülerinnen, denen ich die Hefte heimlich anbot, warf mir den Schund vor die Füße und drohte mit Anzeige, falls ich ihr noch einmal solch einen Schmutz anböte. Ob ich sie etwa für eine Dirne halte. Die übrigen verschlangen die Hefte. Eines nach dem andern. Meine beste Kundin gab sogar die Hefte ihrem Bruder zum Lesen, der auf die Oberprima ging. So wurde ich bald mit diesem Jungen bekannt. Erst schämte ich mich, ihm offen ins Auge zu schauen. Aber auch diese Scham verflog bald. Wir unternahmen gemeinsame Ausflüge, besuchten das Kino, sprachen über das Gelesene, und eines Abends kam ich nach Hause ohne meine Mädchenehre . . . Nicht wahr, Schwester Agnes, Sie sind entsetzt? Ich war es damals nicht. Denn Herz und Kopf waren durch die Lektüre dieser bunten Hefte so mit schwülen Gedanken und Wünschen angefüllt, daß es bis zum letzten nur ein Schrittlein war, das fast mit Notwendigkeit folgte."

Ein heftiges Zittern durchlief Giselas Körper. Schwester Agnes erfaßte ihre Hand.

„Ich muß zu Ende berichten, Schwester Agnes, ein zweites Mal fände ich nicht mehr den Mut zu beginnen. Meine Mutter starb plötzlich nach einer Blinddarmoperation. So grausam es klingt, ihr Tod ging mir nicht einmal besonders nahe. Mutter war mir in den letzten Jahren fast zu einer Fremden geworden. Ostern wurde ich nicht versetzt. Ich hatte ja auch keine innere Kraft mehr, mich auf das Studium zu konzentrieren.

Vater schickte mich in ein Haushaltspensionat, das unter der Leitung von Ordensschwestern stand. Als ich zum erstenmal in der Kapelle des Pensionates kniete, faßte ich wieder den Vorsatz, mein Leben zu ändern und eine gute Beichte abzulegen. Aber ich hatte nicht mehr die Willenskraft, meinen Entschluß in die Tat umzusetzen. Nach gut drei viertel Jahr wurde ich aus der Schule entlassen. Eine der Lehrschwestern hatte entdeckt, daß ich diese, wie sie sagte, teuflischen Hefte, an eine Mitschülerin ausgeliehen hatte. Vater war wütend. Dazu trug er sich mit Heiratsgedanken, und die neue Mama schien an mir durchaus kein Gefallen zu finden. Ich nahm die Stelle eines Kindermädchens bei einem reichen Fabrikbesitzer an. Dort hatte ich die Aufgabe, der gnädigen Frau bei der Betreuung ihrer zwei Buben zur Hand zu gehen und deren Schularbeiten zu beaufsichtigen. Mein Lohn war karg. Um so größer war meine Überraschung, als mir nach einigen Wochen der Hausherr kostbare Geschenke zum Geburtstag und zu Weihnachten überreichte. Allerdings immer dann, wenn seine Frau zufällig abwesend war. Sein Benehmen mir gegenüber wurde immer galanter, einschmeichelnder, zudringlicher. Erst wich ich aus, denn ich fürchtete die Eifersucht seiner Frau. Dann aber reizte mich meine sinnliche Eitelkeit. Um meinen Widerstand zu brechen, genügte die nächste Gelegenheit unseres Alleinseins. Un-

* * *

Ein bißchen mehr Güte und weniger Streit,
Und viel mehr Liebe und weniger Neid,
Ein bißchen mehr Wahrheit immerdar,
Und viel mehr Hilfe bei Gefahr
Ein bißchen mehr Kraft, nicht so zimperlich,
Ein bißchen mehr „Wir" und ein weniger „Ich"
Und viel mehr Blumen während des Lebens
Denn auf den Gräbern blühen sie vergebens.

ser Verhältnis blieb nicht ohne Folgen. Selbst diese Feststellung erschütterte mich nicht einmal. Um so schrecklicher tobte die gnädige Frau, als sie später meinen Zustand gewahrte. Ich wurde auf der Stelle entlassen. Man zahlte mir eine Abfindungssumme. Dann reiste die Familie zu einem mehrwöchentlichen Ferienaufenthalt nach Abbazia. –

In meiner Not klopfte ich schweren Herzen daheim bei Papa an, der inzwischen wieder geheiratet hatte. Ich erzählte ihm von meiner Sünde und von meiner Verkommenheit. Er war wie von Sinnen, als er sich meine Geschichte angehört hatte. Schließlich sagte er: ‚Hier kannst du auf keinen Fall bleiben. Such dir sonstwo einen Unterschlupf. Wenn du Geld brauchst, schreibe.' Eigentlich hatte ich diese Antwort von Papa erwartet. Ich kannte sein selbstsüchtiges, hartes Herz, das Mama schon soviel stilles Weh bereitet hatte. –

Zum Glück starb das Kindlein einige Tage nach der Geburt. Als ich nach zwei Wochen die Klinik verließ und allein, mittellos in der Welt stand, brach ich seelisch und körperlich zusammen. Bei Papa zu betteln, dafür war ich zu stolz. Nun hatte ich alles verloren: Unschuld und Ehre, den Glauben und das Heim. Ich stand vor den Abgründen. Ein Leben voll Elend und Schande hätte mich erwartet. Nein, ich war rettungslos verloren. Ich wollte dieses Luderleben von mir werfen. Das wenige Kleingeld reichte noch für ein Glas Schnaps. Ich trank mir Mut zu, mich über die letzten Hemmungen meines Kinderglaubens hinwegzusetzen. Was dann geschah, Schwester Agnes, das hat ihnen die Rettungsmanschaft berichtet . . ." Ihre Stimme klang dunkel und gedämpft, als habe sie einen Mantel umgelegt. Die Kranke atmete tief. Zentnerlasten fielen ihr von der Seele.

Am Abend setzte sich Schwester Agnes ans Bett der Genesenden und las ihr das Evangelium von der Sünderin Magdalena und der unbegreiflichen Barmherzigkeit des verzeihenden Christus vor. Die Patientin lauschte mit angehaltenem Atem. Dann reichte ihr Schwester Agnes, ohne ein Wort zu reden, das hergerichtete Schlafmittel. Die tiefen Züge der Schlummernden verrieten, daß das Mittel bald seine Wirkung getan hatte.

Als einige Tage später der Seelsorger das Krankenzimmer verließ, lag ein Schimmer seliger Osterfreude auf Giselas Zügen. –

„Verstehen Sie nun, Schwester Agnes, warum ich damals das angebotene Buch in die Ecke schleuderte", sagte später Gisela. „Ich hasse die Bücher. Es sind Handlanger des Teufels, schändliche Verführer, Seelenmörder."

„Ja, Fräulein Gisela", antwortete Schwester Agnes mit ernster Mine. „Es gibt solche Bücher. Sie haben sie durch traurige Erfahrung kennen gelernt. Aber es gibt auch gute Bücher. Und das sind treue, stille Freunde, Gedanken des lieben Gottes, Boten der Freude, Führer zum Himmel. Was die schlechten Bücher verdorben, das sollen jetzt die guten wieder aufbauen helfen. Ein ganz neues Leben liegt vor Ihnen. Ihre Schuld ist verziehen. Ich werde sie mit meinen Gebeten begleiten, und Dr. Kerekes hat Ihnen tatkräftige Hilfe zugesagt."

„Ein neues Leben", wiederholte Gisela, „ja, Schwester Agnes, mit Gottes Hilfe."

* * *

An der Pforte des Neuen Jahres

Das ist des Weges Wende.
Nun hebt voll Dank die Hände,
wohl uns, wir stehn am Tor!
Dahinter ist es helle,
es leuchtet auf der Schwelle
das junge Licht hervor.

Und mag es Nacht und Tagen
uns böses Schicksal schlagen,
wir bleiben doch getrost.
Uns ist zu jeder Stunde,
uns ist für jede Wunde
ein Balsam zugelost.

Die Liebe läßt auf Erden
nicht müd und irre werden
und keinen einsam stehn.
Auf, Jahr, mit Lust und Schmerzen
Wir wollen mit reinem Herzen
durch deine Pforte gehn!

Otto Julius Bierbaum

Feiertage der Familie

Wenn wir abends einschlafen, liegt ein Tag hinter uns, der voller Arbeit und Unruhe war; wenn wir am Morgen aufstehen, liegt ein Tag vor uns, der viel zu kurz ist für all das, was wir vorhaben oder schaffen sollten. Wir meistern nicht mehr die Zeit; wir werden von ihr getrieben. Und so haben wir denn kaum mehr Zeit für irgendeine Ruhe, für ein wenig Atemholen; keine Zeit für's Gebet und allzuwenig für die Familie.

Nun wissen wir immerhin, daß uns der Herrgott den Glauben nicht so sehr in der Schule und schon gar nicht auf der Straße zukommen ließ, sondern durch unsere Familie, unsere Eltern. Daheim war die „religiöse Luft“, ein gläubig-frommes, gesundes und gelebtes Christentum.

Wir dürfen also nicht so sehr der Glaubensarmut und Glaubensfremde unserer Jugend erschrecken, vielmehr müßte uns die Entchristlichung in vielen Familien noch tiefer erschüttern. Der Mangel an religiöser Atmosphäre in den Familiengemeinschaften ist eine Hauptursache für den immer weiter um sich greifenden Unglauben der jungen Generation.

Don Bosco, der den Segen eines wirklich gläubigen, vor allem mütterlich-frommen Elternhauses erfahren hatte, übertrug die Erfahrungen und Bilder aus Kindheit in seine Heime, und so wollen auch wir Salesianer weiterhin in unseren Jugendheimen die Atmosphäre einer guten christlichen Familie erhalten.

Diesem schönen Ziel dienen nicht nur gemeinsames Beten oder ein Herrgottswinkel, nicht nur ein kurzes, gutes Abendwort vor dem Einschlafen oder die Heiligung des Sonntags, sondern in einer besonderen Gewichtigkeit auch die Familienfeste.

Advent — Lange schon, ehe es weihnachtet, gibt die Mutter acht – besonders abends, wenn die kleinen und großen Kinder zu Bett gehen – auf das schöne zu erwartende Fest. Wenn viel Sorge in der Familie daheim ist, wird ein tapferes, tröstliches Wort den Kindern besonders nottun. – Am Vorabend des ersten Adventsonntages wird gemeinsam der Adventkranz gebunden und an einem günstigen Platz angebracht; er soll nicht vier Wochen hindurch hinderlich sein, aber doch im eigentlichen Aufenthaltsraum der Familie verbleiben. Am Abend eines jeden Samstags oder Sonntags brennen nun nacheinander die Kerzen für eine Weile; vielleicht kann man sogar ein adventliches Lied singen. Und die ganz Kleinen dürfen am Adventskalender wieder ein Fensterchen öffnen. Gut werden – das ist der Grundton der Zeit vor Weihnachten.

St. Nikolaus vermag Wochen vor seiner Einkehr schon allerhand gute Vorsätze zu erwirken. Er ist ein heiliger Bischof, kein Kinderschreck. Aber er lobt und tadelt gerecht. Onkel Emil läßt sich gewiß zum frommen Spiel bewegen und bekommt rechtzeitig den Zettel zugesteckt, darauf nicht nur die Rügen, sondern auch Lobesworte verzeichnet sind. – Wem nichts einfällt, wer es in Versen machen will oder wer die Stunde besonders schön begehen möchte, lese darüber mehr in dem Buch „Frohe Einkehr“, ein praktisches Nikolauswerkbuch von Dr. E. Tront, das im Don Bosco Verlag München erschienen ist.

Weihnachten! — Sogar die großen und ganz kritischen und sachlich tuenden Männer werden vom Fieber der Vorfreude erfaßt und beginnen: Geschenke zu kaufen. Jetzt ist die schönste Gelegenheit, die religiöse Familienatmosphäre noch einmal einziehen zu lassen, wenn sie schon entschwunden war. Gutes tun – Gutes tun lassen. Daß geben seliger ist als Nehmen, lehrt das göttliche Kind in der Krippe. Die süßen Heimlichkeiten des Gabengebens machen die Herzen auch für ein gläubiges und christliches Beginnen bereit. Alles ist recht: Christbaum und Krippe, Lichter und Lieder; aber vor allem Liebe.

Der Jahreswechsel sollte als ein schöner Ausklang und ein gemeinsamer Beginn des Neuen Jahres in der Familie gefeiert werden; sonst beginnt der Junge und das Mädchen, sich anderwärts eine fröhliche Feiergesellschaft als Ersatz zu suchen. Die Wünsche, die wir uns ins Neue Jahr entgegenbringen, sollen mehr den Segen denn das Glück meinen.

Dreikönig — Am 6. Januar durchschreitet der Vater die Räume. Weihrauchkerzen duften und die Initialen von den Namen der Heiligen Drei Könige werden

über die Türe geschrieben. Wer könnte die Erinnerung an solche Tage vergessen? Sie sind so notwendig für die Kindererziehung im religiösen Bereich, weil sie Erlebnisse vermitteln, die weiterwirken.

Ostern — Brot und Kuchen, Fleisch und Eier trägt die Mutter zur Osterweihe in die Frühmesse. Der fromme Brauch, nach dem Empfang der heiligen Ostersakramente das Frühstück gemeinsam mit geweihter Speise zu beginnen, soll nicht verschwinden, auch wenn ein Ausflug oder eine österliche Reise bevorsteht.

Weißer Sonntag — Erstkommunion eines Kindes! Die Zeit des freudigen Wartens auf diesen Tag, der ernsthaften Vorbereitung und kindlichen guten Willens kann grundlegen, was sich später bewähren muß. Mit dem frommen Sinn des Kindes wächst noch einmal die Frömmigkeit der Eltern und mehrt Gottes Segen in der ganzen Familie. — Am Morgen des großen Tages, gleich beim Erwachen, soll des Kindes erster Blick auf die Kerze fallen, die dort am Tisch bereit liegt, auf das Gebetbuch, den Rosenkranz und auch die festtäglichen Kleider. Weder Kuchen noch Süßigkeiten sollen ablenken. Die kleinen, aus der Aufregung verständlichen Unachtsamkeiten des Kindes werden heute nicht gerügt; die ganze Familie trägt liebend bei, den Tag mit Liebe und Wärme zu erfüllen: Alle gehen mit zur Kirche; daheim bleibt die Familie beisammen, die Mutter sorgt unauffällig dafür, daß der kleine Magen des Festtagskindes nicht überladen wird. Alle zerstreuenden Vergnügungen und Sensationen entwerten den Tag: Heute feiert die Familie den Einzug des Herrn in das Herz des Kindes.

Die hl. Firmung ist das Sakrament, das den jungen Menschen in seinem Glauben und für den Lebenskampf stärkt. So ist wohl jene Vorstellung irrig, es sei dies ein Tag, an dem der Pate eine Uhr stiften, eine Reise zu arrangieren und seinem Schützling einen kleinen Schwips anzuhängen habe . . . Uhr oder Ausflug in Ehren; aber der Tag bleibt als Weihetag ein Feiertag für die ganze Familie und für den Gefirmten ein religiöses Erlebnis, das weiterwirken soll.

Im Mai dürfen die Kinder auch daheim in einer Ecke einen Maialtar errichten: Sie stellen ein schönes Bild der Gottesmutter oder eine gute Statue zwischen Blumen, die sie immer frisch erhalten und stecken abends im-

Hausgebet

Ein Gebet Salomons aus dem 3. Buch der Könige, 8. Kapitel – ein Gebet des katholischen Hausvaters für den Jahresanfang und für alle von Gott geschenkten Tage.

„Siehe, Herr, der Himmel und die Himmel der Himmel können Dich nicht fassen, wieviel weniger dieses Haus, das ich erbaute? Aber sieh auf das Gebet Deines Knechtes und auf sein Flehen, Herr, mein Gott! Höre die Bitte und das Gebet, welches Dein Knecht heute vor Dir betet!

„Damit Dein Auge über dieses Haus offen steht Tag und Nacht, über den Ort, wovon Du gesagt: Mein Name soll da sein! Daß Du hörest das Gebet, welches an diesem Orte Dein Knecht betet. Höre das Gebet Deines Knechtes und Deines Volkes, das sie beten werden an diesem Ort; höre es, an dem Orte Deiner Wohnung im Himmel, und wenn Du es hörest, verzeihe!

„Wenn jemand sündigt wider seinen Nächsten und er kommt vor Deinen Altar in dieses Haus, so wollest Du hören im Himmel. Wenn der Himmel verschlossen ist und es nicht regnet, weil sie gesündigt gegen Dich, und sie beten an diesem Ort und preisen Deinen Namen und bekehren sich von ihren Sünden, weil Du sie demütigst, so wollest Du sie hören im Himmel und die Sünden Deiner Knechte verzeihen; und wollest ihnen einen guten Weg zeigen, auf dem sie wandeln sollen, und Regen über Dein Land geben. Wenn ein Hunger entstanden im Lande oder Pest oder Getreidebrand oder Heuschrecken, wenn ein Feind uns bedrängt im Lande, wenn irgendeine Plage, irgendein Mangel ist, jedes flehentliche Gebet, das irgendein Mensch verrichtet, wenn jemand die Plage seines Herzens erkennt und seine Hände ausbreitet, dann wollest Du hören im Himmel, am Ort, wo Du thronst, und wieder gnädig sein und tun und vergelten einem jeden nach seinen Wegen, wie Du sein Herz erkennst, denn Du allein kennst das Herz aller Menschenkinder.

„Du bist der Herr, und außer Dir ist keiner mehr!“



Legende der Heiligen Drei Könige

von Leo Weismantel

Im Jahre eintausendeinhundertzweiundsechzig schickte Gott dem deutschen Volk durch dessen Kaiser Friedrich Rotbart und den Kanzler Reinhold von Dassel ein Heiligtum zu, daß es in den Landen am Rhein, im Schatz des Domes zu Köln, für all die deutschen Gaue und Stämme bewahrt und behütet würde, und das deutsche Volk sein Wächter sei. – Es war eine kostbare Lade aus Ebenholz, und als sie geöffnet wurde, lagen darin die bleichen Gebeine der Heiligen drei Könige, der ersten Gesandten der Heidenwelt, die zur Krippe des Christkinds nach Bethlehem gewallfahrt waren und den Sohn Gottes angebetet und verehrt hatten.

Nun merket auf, wie es gekommen ist, daß dem deutschen Volk der Schatz dieser Gebeine übergeben wurde.

Es war um die Zeit, als Jesus Christus schon über die Erde gegangen war und den Völkern seine Lehre verkündet hatte, daß er hernach selbst am Kreuze gestorben, von den Toten auferstanden und in den Himmel aufgefahren war, da gingen seine Apostel auf seinen Befehl in alle Welt, um das Evangelium von Christus dem Gekreuzigten und Auferstandenen zu verkündigen.

Einer der zwölf Apostel, Thomas, zog in das Land Indien. Er war ein gewaltiger Prediger, und wohin er kam, erregte er das Volk. Viele stritten gegen ihn, viele auch hörten seine Rede und kamen zu ihm und ließen sich taufen und in der christlichen Lehre unterweisen.

Da ging der Apostel Thomas auch in die Tempel der Heiden und warf dort die Götterbilder um und zertrümmerte sie und ließ zu Ehren Christi des Herrn von dem Volk, das sich nun zu Christus bekehrt hatte, Kirchen und Altäre errichten, auf denen er das heilige Abendmahl feierte, so wie Jesus Christus es den Zwölfen anbefohlen hatte.

Einmal aber, als der heilige

---

mer eine Kerze davor an, ehe es Zeit zum Bettgehen wird. Ein Ave Maria oder ein Marienlied ist schon genug zur häuslichen Maiandacht. Die kurze Feier wird den Kindern noch nach Jahren, vielleicht in alten Tagen nachklingen, wenn sie an Maiabenden im Dämmern sitzen.

Am Muttertag — mag er nun aus der Liebe allein oder zum Teil auch durch die Geschäftstüchtigkeit der Blumenhändler so volkstümlich geworden sein — wird jedes Kind gerne und dankbar die Mutter ehren. An diesem Sonntagmorgen stehen die Kinder leise auf, die Größere kocht den Kaffee (Die Mutter schläft heute ganz fest und hört nichts, weil sie den Kindern die Freude nicht schmälern will), der Mutter Platz und Sessel werden mit Blumen geziert und ein schönbeschriebenes Kärtchen wird dazu gelegt, darauf vom Dank der Kinder steht mit einer Versicherung des guten Willens sowie des Gebetes für die liebe Mutter.

Namenstag — Es liegt guter, katholischer Sinn in der Gewohnheit, den Festtag jenes Heiligen freudig zu feiern, dessen Namen wir in der Taufe erhalten haben. Namenstag ist Gedächtnis an unseren Tauftag. Das Kind wird mit der Erinnerung an seinen hl. Namenspatron und mit den kleinen Aufmerksamkeiten und Überraschungen, die ihm an diesem Tage bereitet werden, die Schönheit echter Familienfrömmigkeit erfahren, sie lieben lernen und nicht mehr verlieren. Und umgekehrt soll es frühzeitig angehalten werden, die Namensfeste der Eltern und Geschwister zu wissen, aus kleinen Ersparnissen Freude zu bereiten und dabei wiederum die alte Wahrheit an sich zu erfahren, wie schön es ist, schenken zu dürfen.

Allerseelen — Versäumen wir es nicht, dem Kinde frühzeitig zu lehren, das Andenken an die teuren Toten zu bewahren und für die „Armen Seelen" zu beten. In den ersten Novembertagen gehen die Kinder gemeinsam mit den Eltern zum Friedhof, sprengen geweihtes Wasser aufs Grab und falten die Hände: „O Herr, gib ihnen die ewige Ruhe." – Am Sterbetag heimgegangener Familienangehöriger gehen alle gemeinsam zum Gottesdienst. Auch die Mitfeier für die Toten gehört in die Gemeinschaft der Familie. Einst wird die kindliche Übung zum Segen werden für die Eltern.

Thomas mit einer Schar der seinen in einen heidnischen Tempel eindringen wollte, auch dort die Götzenbilder zu zertrümmern, gewahrte er zu seinem Erstaunen auf dem Altare das Bild der Gottesmutter Maria mit dem Kind auf den Armen. Als Thomas die heidnischen Priester zu sich berief, um sie zu fragen, wie das komme, erzählten sie ihm, daß weiter ostwärts im Lande Indien, in der Stadt Sulla drei Könige lebten, Kaspar, Melchior und Balthasar, denen sei vor vielen Jahren ein Stern mit dem Bild der Gottesmutter und dem Kind gezeigt worden. Hernach seien sie ausgezogen, sie seien nach Bethlehem gekommen und hätten dort alles so aufgefunden, wie es ihnen im Stern gezeigt worden war. Dort hätten sie den König der Himmel und der Erde als schönes Menschenkind gesehen und angebetet. Darum hätten sie auch nach ihrer Heimkehr auf dem Berge bei der Stadt Sulla einen Tempel für das göttliche Kind und zu Ehren seiner Mutter errichtet, und jedes Jahr zu gegebener Frist versammelten sie dort ihre Völker und erzählten ihnen die wundersamen Begebenheiten ihrer Reise. So bereiteten sie die ihrigen vor, daß Christus, der Herr über alle Völker, auch ihnen seine Boten zusenden und sie zu den Seinen machen werde.

Als der heilige Thomas dies erfahren hatte, machte er sich allsogleich auf und reiste mit seinen Gefährten tief hinein in das Land Indien zur Stadt Sulla. Er fand allda die Heiligen drei Könige Kaspar, Melchior und Balthasar und brachte ihnen die Botschaft vom Tode und der Auferstehung Jesu Christi.

Die Könige legten ihre ganze Herrschaft, ihr Land und ihre Schätze und ihre Völker dem Apostel Thomas zu Füßen und baten ihn, daß es in alle Zukunft so solle gehalten werden: statt der Könige solle nun der Apostel Thomas über ihr Land herrschen. So er aber von Gott von dieser Erde abberufen werde, solle an seiner Stelle ein Patriarch, der immer den Namen Thomas führen solle, der Vater der Völker Indiens sein. Damit auch die weltlichen Dinge der Völker geregelt und behütet würden, wollten sie einen Priester bestellen, dem alle diese Pflichten oblägen, und der sollte zur Erinnerung an den Lieblingsjünger Jesu Christi fortan „Priester Johannes" heißen.

Der Apostel segnete ihren Willen und bestellte einen Nachfolger für sich und bestellte auch einen „Priester Johannes" und zog dann tiefer in die Lande Indiens, wo noch Heiden wohnten. Dort wurde er erschlagen.

Noch viele Jahre lebten die Heiligen drei Könige, und als sie starben an einem einzigen Tag, wurden ihre drei heiligen Leiber in einen einzigen Schrein getan. Der war aus Glas und wurde von goldenen Ketten in der Mitte einer Kirche, welche die Heiligen drei Könige errichtet hatten, nahe dem Altar aufgehängt, so daß das Volk verehrend den heiligen Leibern sich nahen und sie betrachten konnte. Über der Stadt Sulla stand immer noch jener Stern, der den drei heiligen Königen erschienen war und ihnen die Geburt Christi verkündet hatte. Die drei heiligen Könige lagen in ihrem Schrein wie schlafen; ihre Wangen waren gerötet und keine Verwesung konnte ihnen nahen. So blieb es viele Jahre.

Als hernach unter den weltlichen Geschlechtern der Könige Indiens ein Aufruhr entstand, da sie wieder selbst Könige sein und die Herrschaft des Patriarchen nicht mehr dulden wollten, fielen die Völker Indiens in Kriegen übereinander her und vergaßen die Lehre Jesu Christi und verrichteten Greul ohne Ende.

Wie so ihr Leben voller Sünden wurde, war es als wiche der Segen Gottes aus ihrem Land. Der Stern, der viele Jahre über der Stadt Sulla gestanden hatte, verblaßte und verschwand, als habe er sich aufgelöst.

Maria

Wie war dein Wesen rein und klar, O Jungfrau!
Wie frisch gefallner Schnee so rein,
so blütenzart wie Frühlingsbluft,
wie schimmerweißer Mondenschein – du Reine!

Wie warst du aller Süße voll, o Mutter!
In hoher Gottesglut gereift
wie eine köstlich edle Frucht,
die nie ein niedrer Hauch gestreift – du Reine!

Wie bist an Herrlichkeit du reich, o Herrin!
Du überfließend Gnadenmeer,
o ström' herab du Segensflut
in unser Herz, das arm und leer – du Reiche!

Henriette Brey

Die Könige in ihrem Sarkophag wurden bleich, über ihre Leiber kam die Verwesung und zehrte sie auf, bis nur noch die weißen Gebeine nebeneinander lagen.

Der Streit der Völker nahm kein Ende. Da zogen die von Nubien nach der Stadt Sulla und raubten die Gebeine des Königs Melchior und führten sie zu sich heim.

Es kamen aber auch die vom Land Godolia und raubten die Gebeine des Königs Balthasar.

Es kamen auch die von Tharsis und raubten die Gebeine des Königs Kaspar, so daß die Heiligtümer zerstreut wurden.

Ein viertes wildes Volk hatte sich des Leibes des Apostels Thomas bemächtigt, und auch um dieses Heiligtum führten sie Kriege.

So kam die Zeit, daß es Gottes Wille war, durch Kaiser Konstantin die Herrschaft seines Sohnes Jesu Christi im ganzen Reich der Römer aufzurichten. Da zog die Kaiserin Helena, die Mutter des Kaisers Konstantin in das Heilige Land und befreite die Stätten, an denen Jesus Christus geboren wurde, gelebt, gelitten und gestorben war, aus der Gewalt der Heiden und Juden.

Hernach zog sie auch in das Land Indien und mit Hilfe der Heeresmacht, die ihr Sohn, der Kaiser Konstantin ihr mit gegeben hatte, zwang sie die Völker Indiens, ihre die Leiber der Heiligen drei Könige zu übergeben und legte die Gebeine wieder in einen Schrein und ließ sie in einer herrlichen Wallfahrt nach der Stadt Konstantinopel bringen, die nach ihrem Sohn benannt war, und dort wurden sie in der gewaltigen Kirche zu Ehren des Heiligen Geistes, die in griechischer Sprache Hagia Sophia heißt, zur Verehrung des Volkes aufgestellt. Da blieben sie viele Jahre. Und wieder erschien der Stern über der Stadt Konstantinopel, und aus dem Volk gingen viele Heilige hervor.

Nach Jahren kam auch dieses Volk wieder auf Irrwege in seinem Glauben. Es wandte sich von der Lehre Jesu Christi ab, und Gott sandte Krieg über das Land, so daß das Römische Reich zerfiel und die Stadt Konstantinopel von einem Kaiser der Griechen beherrscht wurde.

Türken und Sarazenen fielen später über diese Stadt her, so daß der Griechenkaiser vom Kaiser von Rom sich Hilfe erbat und ihm für etliche Heere Soldaten all seine Kostbarkeiten, darunter auch den Schrein mit den Leibern der heiligen drei Könige, zu geben versprach.

Da schickte der Kaiser von Rom einen getreuen Knecht mit Namen Eustorgius mit einem Heer nach der Stadt Konstantinopel, so daß sie die Türken und Sarazenen vertrieben.

Als Eustorgius nun siegreich und mit vielen Schätzen beladen nach Rom zurückkam, brachte er auch den Schrein mit den Leibern der Heiligen drei Könige mit sich, und der Kaiser von Rom schenkte seinem Knecht Eustrogius, der ein Priester war, auf dessen Wunsch den Schrein mit den heiligen drei Leibern. Eustorgius aber wurde Bischof von Mailand.

Das Volk jener Stadt baute einen gewaltigen Dom zur Verehrung der Heiligen drei Könige. Viele Jahre nun war der Segen und Gnade über Mailand bis auch diese Stadt wieder in Übermut und die Wohltaten Gottes vergessend, ihr Heil nicht mehr in der Verehrung Gottes, sondern in dem Streben nach irdischem Reichtum und nach vergänglichen Gütern sah.

So zog mit Gottes Willen Krieg über das Land, und von Deutschland her kam im Jahre 1162 der Kaiser Friedrich, der Rotbart mit seinem Kanzler Reinhold von Dassel. Sie nahmen die Stadt Mailand im Sturm und verwüsteten sie. Aus den Flammen rettete Reinhold von Dassel als kostbarsten Beuteschatz den Schrein mit den Leibern der Heiligen drei Könige und führte ihn mit Erlaubnis des Kaisers über das Alpengebirge nach Deutschland. – Wohin sie kamen, begannen die Glocken zu läuten und das Volk strömte herbei, und in einer gewaltigen Wallfahrt brachten sie den heiligen Schrein auf Schiffen den Rhein hinab bis zur Stadt Köln. Dort bauten sie zur Verehrung der Heiligen drei Könige den gewaltigen Dom. Darinnen ist noch heute der kostbare Schrein, und unsichtbar steht über der Stadt jener heilige Stern, und Segen wird mit der Stadt Köln und dem deutschen Land sein, solange der Dom und die Leiber der Heiligen drei Könige in Ehren gehalten werden. Es geht die Sage, dies werde sein bis zum Ende der Welt.

* * *

Kinder für den Himmel erziehen, ist ein Engelgeschäft.

* * *

Muße wirklich genießen kann nur der Arbeitsame.

in sein Gesicht gegraben, so tief und erhaben, daß er, als er sein Bild im spiegelnden Wasser erblickte, vor sich selbst erschrak. Nun, vielleicht würde gerade dieser Umstand nicht wenig dazu beitragen, ihn seinem Bruder näherzubringen.

Gedankenverloren sog Klaus an der kurzen Pfeife, sich sammelnd und vorbereitend auf den Augenblick, dem die Freude des Wiedersehens vorbehalten blieb. Er sah nicht, wie eine elegante Yacht, einer schwebenden Möve gleich, fast lautlos an ihm vorüberglitt; er wurde erst aufmerksam, als sie wieder zurückfuhr und mit ratterndem Motor direkt Kurs auf ihn nahm. Da schallte auch schon eine Stimme vom Wasser herüber, die Stimme Roberts. In Klaus Termälen schien sich etwas neu konsolidieren zu wollen, er trippelte unruhig, freudigerregt, hin und her, zog sein Taschentuch und schwenkte die Mütze. Ein befreiender Seufzer, ein Seufzer der Erleichterung, in dem alles aufgespeichert war, was er seit Jahren trug, weitete und spannte seine Brust. Da hielt es ihn nicht länger und er schickte sich an, seinem überquellenden Herzen durch einen gewaltigen Sprung in Richtung der Yacht Luft zu machen. In diesem Augenblick stoppte die Yacht, schlingerte ein paarmal und fuhr, wie von unsichtbaren Händen wieder losgelassen, mit Volldampf rückwärts. Eine andere Stimme drang diesmal an Klaus Termälens lauschendes Ohr, die Stimme seiner Schwägerin:

„Nein, Robert, in einem solchen Aufzuge kanst du den verkommenen Menschen unmöglich empfangen! Wir haben auch noch Rücksichten auf andere Leute zu nehmen."

„Ja", sagte der Mann am Steuer gepreßt, „er sieht nicht gerade vertrauenerweckend aus. Dennoch – –"

Eine Schiffssirene, die in der Ferne wie vor Schmerz aufheulte, übertönte die Stimme Roberts, und Klaus Termälen, keiner Bewegung fähig und wie zu Stein erstarrt, konnte nur noch das, was das Gebrüll der Sirene verschluckt hatte, erraten. Etwas zerriß in ihm wie die noch eben klingende Saite einer Geige, ein Abgrund tat sich vor ihm auf – gähnend, ihn verschlingend. Er starrte der „Elster" – so hieß die Yacht – die mit erhöhter Geschwindigkeit auf ein nahe gelegenes Terrassenrestaurant zusteuerte, wie einer Erscheinung nach, bei der man erschrickt und die, wenn man genauer hinsieht, auch schon wieder verschwunden ist.

Klaus Termälen schluckte ein paarmal, er mußte über die Ungeheuerlichkeit des soeben Erlebten erst hinwegkommen. Aber dann wurde es ganz ruhig in ihm. Mochten die Menschen, denen Äußerlichkeiten alles war, die in blindem Hang an Übernommenem festhielten, sich seiner schämen und sich von ihm wie von einem Aussätzigen absondern. Er empfand es wie eine Verpflichtung es ihnen nicht gleichzutun, er strebte nach lichteren Höhen, wohin ihm die andern nicht zu folgen vermochten. Sein Weg war klar vorgezeichnet, er würde ihn gehen, selbst wenn er zu neuer Entsagung, zu neuer Entbehrung führte. Der Glaube, der Berge versetzt, wurde in ihm lebendig.

Ja, ganz ruhig wurde es in ihm. Er faßte nach dem dünnen Kettlein mit dem Kreuz an seinem Halse, das seine selige Mutter ihm einst gegeben, und schritt, froh und leicht, der Stadt zu, um sich im Schiffsbureau ein letztes Mal als Kohlentrimmer anheuern zu lassen.

Abendgebet

Auch heut hab ich dich oft vergessen,
Nach meinem Heil nicht viel gefragt;
Getrunken hab ich und gegessen
Und dir, o Gott, nicht Dank gesagt.
Wie kann es sein, daß meine Seele,
O einzig Gut, dich so vergißt?
O richte nicht, bis meine Seele
In dir, o Gott, befestigt ist!

Du hast die Stimme mir gegeben,
Daß ich dich preisen soll, mein Hort,
Und andern auch das Herz erheben
Durch frommes und einfält'ges Wort.

Weh mir, wenn ich zurücke zähle,
Was ich Unnützes heut gesagt!
O richte nicht, bis in der Seele
Der Wahrheit reiner Morgen tagt!

Doch nein, du wollst auch dann nicht richten!
O nein, du wollst auch dann verzeihn!
Gerechtigkeit wird mich vernichten,
Nur Gnade kann mein Leben sein.
Wie bald ist doch ein Wort gesprochen,
Das unser Mund nicht wieder fängt,
Wie leicht ein Vorsatz, ach! gebrochen,
An dem des Herzens Ruhe hängt!

Der blinde Jakob

Legende von Helene Pages

Als das Jesuskind in der ersten Weihnacht im Stalle zu Bethlehem geboren war, liefen die Hirtenkinder jeden Tag zu ihm hin, grüßten seine gute Mutter, und den frommen heiligen Josef gar schön und baten, ob sie ein Weilchen beim Kinde bleiben dürften. Maria, die holde Mutter, erlaubte es gern. Und sie spielten mit dem Gotteskind und mit den weißen Tauben und den Schwalben, die ganz zahm den Stall und die heilige Familie gurrend und zwitschernd umflatterten. Wenn sie dann heimkamen, standen die Plappermäulchen nicht still im eifrigen Erzählen und Rühmen, wie süß Klein-Jesulein sei. „Man meint, Jesus verstände alles, was wir sagen", erklärte Isaak, und Afra versicherte: „Seine Augen sehen uns immer an, als ob er jedes von uns kenne." „Es ist ein Wunderkind, wie kein anderes auf der Welt", fiel Judith ein.

Der blinde Jakob saß am Herde. Er sagte nichts. Er seufzte traurig, denn noch nie war er bei dem Kind im Stalle gewesen. Die andern sprangen immer so schnell davon, daß er nicht folgen konnte. Einmal, als er gebettelt hatte: „Nehmt mich mit!" hatten sie erstaunt gefragt: „Was willst du bei dem Jesuskind, du kannst es ja gar nicht sehen?"

In Jakobs Herz aber wurde die Sehnsucht nach dem holden Kinde immer größer. Er dachte an nichts anders als an das Jesulein. Er sprach von nichts anderem, und er konnte nicht genug von ihm hören.

Als die Mutter merkte, wie sehr ihr blindes Bübchen Verlangen nach dem wunderbaren Kinde trug, zog sie ihm sein warmes Schaffell-Mäntelchen an, steckte seine Füße in Schuhe, pflückte ihm im Garten einen Busch Christrosen und machte sie an seinem Hut fest. Auch einen kleinen Reisesack hing sie ihm um, darin war Brot und Ziegenkäse, denn der Weg war weit. Dann mußte Schwester Afra ihn an der Hand nehmen, und die beiden wanderten selig zum Krippenkind. Vor der Türe des Stalles blieben sie stehen. Afra faltete die Hände und grüßte Jesus. Der blinde Jakob griff nach seiner Flöte und spielte dem Kinde das schönste Lied, das ihn der Vater gelehrt hatte. Maria hob das weiße Linnen ein wenig, damit die kleinen Gäste das Gotteskind besser sehen könnten. Da sagte Afra leise: „Mutter Maria, Jakob ist blind."

Das Jesuskind schaute dem armen blinden Bübchen in die toten Augen und hob segnend die kleinen Hände.

Auf einmal war's, als scheine helle goldene Sonne in Jakobs Augen, und er jubelte: „Ich kann sehen!"

Afra wollte es nicht glauben. Jakob aber hüpfte wie ein frohes Lamm hierhin und dorthin und pries das holde Kind.

Dann spielte er Jesus ein Danklied. Das Gotteskind und Maria lächelten.

Prüfstein

Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein
Im Gotteshaus, im Kämmerlein,
Wenn aus Gesang, Wort und Gebet
Dir Gottes Geist entgegenweht.
Doch mitten in bewegter Welt,
Dem bunten Treiben zugestellt,
Umfunkelt von des Goldes Glanz,
Umrauscht von Spiel und Wirbeltanz;
Bei harter Arbeit spät und früh,
Bei Sorge, Last, Gefahr und Müh',
In strenger Knechtschaft hartem Joch,
In Ketten und im Kellerloch,
Auf hartem Pfühl, in Not und Schmerz,
Erprobt sich erst das Christenherz!

Julius Sturm



In Liebe und Leid

Eine Erzählung vom Reimmichl

Schluß

Bertas Vater, der alte Roderich, konnte sich nicht mehr bester Gesundheit rühmen. Mit den Augen, die so viel kleinwinzige Dinge zu begucken hatten und immer schärfere Brillen forderten, begann es. Die Uhrenrädchen und deren Zähnlein wurden kleiner und kleiner, blieben nicht mehr ruhig, sondern tanzten immerfort einen Mazurka oder Ländler ohne Musik. Durch den Tanz ermüdet, fingen die Augen an zu schmerzen. Grimmig schimpfte der Alte über die elenden Augenärzte, die sämtlich miserable Stümper und Patzer seien, statt scharfer Lupengläser trübes, verschimmeltes Fensterglas in die Brillen einsetzten und ein Auge behandelten, als wäre es kein Auge, sondern eine große Zehe oder ein Knie. Doch schlimmer als mit den Augen stand es noch mit den Beinen des Uhrmachers. Diese wurden dicker und dicker, die Geschwulst stieg schon über die Knie, und schwere Herzanfälle waren nicht mehr sellten. Auf die dringenden Warnungen des Arztes mußte der Alte sich zu Bett legen, und jetzt fühlte er erst, daß er krank sei. Als Berta, seine Tochter, vom gefahrvollen Zustand des Vaters Kunde erhielt, eilte sie sofort zu ihm. Er empfing sie nicht zornig und griesgrämig, aber auch nicht sehr freundlich.

„Ah, kommst du, nachzuschauen, ob ich nicht bald abkratze?", sagte er.

„Um Gotteswillen, Vater, nein", erwiderte sie, „du tust mir leid, und ich habe große Sorge um dich."

„Sorge brauchst du keine zu haben. Ich bin noch bei Kraft und werde noch lange nicht die Patschen (Pantoffel) aufrecken. Und auf eine Erbschaft darfst du nicht warten. Ich habe nichts mehr. Der Räuberhauptmann, den sie Vater Staat nennen, hat mir alle Taschen ausgeleert, so daß nichts mehr drinnen ist als ein Dutzend Löcher."

„An eine Erbschaft hab ich gar nicht gedacht, das kannst du mir glauben, Vater. Wir kommen schon so ganz gut durch. Mein Mann ist Meister geworden, hat Arbeit über Hals und Kopf, verdient auch ein schönes Geld."

„So hat es der Flanierer doch endlich zu etwas Rechtem gebracht? Das laß ich mir gefallen. Aber zu grüßen von mir brauchst du ihn nicht."

Plötzlich warf der Kranke sich auf den Rücken, drehte den Kopf hin und her, keuchte, stöhnte, rang schwer nach Atem: Berta erschrak heftig und glaubte nichts anderes, als daß er sterbe. Zärtlich hob sie seinen Kopf und flüsterte ihm ins Ohr: „Gott, ich liebe dich über alles! – Mein Jesus Barmherzigkeit!" – Doch schon erlangte der Kranke wieder das Bewußtsein, wurde ruhig, und der Atem setzte wieder ein.

„Du brauchst keine Furcht zu haben, Berta", sprach er; „solche Flausen macht der Atem oftmals, hat nichts zu bedeuten."

„Vater, darf ich nicht für längere Zeit herkommen, dich zu pflegen?", fragte sie.

„Nein, nein, Pflege hab ich genug. Die alte Barbl dient mir schon vierzig Jahre. An sie bin ich gewöhnt. Du würdest mich aus der Ordnung bringen."

„Aber kommen darf ich doch wieder einmal, um nach dir zu schauen?"

„Ja, es ist mir recht, wenn du hie und da einmal kommst. Aber nicht zu oft, nicht zu lang bleiben, mich nicht behelligen und bald wieder gehen."

Sie nahm freundlich, aber besorgt von ihm Abschied und ging nicht unmittelbar nach Hause, sondern in den Widum zum Pfarrer, dem sie ihre Wahrnehmungen beim Vater mitteilte. Der Pfarrer, der vom Arzte die Aufklärung erhielt, unmittelbar bestehe zwar keine Gefahr, aber lange werde es der Roderich nicht mehr treiben, besuchte schon am nächsten Morgen den Kranken. Nachdem er eine Zeitlang mit ihm gesprochen hatte, legte er ihm behutsam nahe, es sei vielleicht doch geraten, wenn er einmal die heiligen Sakramente empfangen würde. Davon wollte der Roderich nichts wissen. Er sei doch gar nicht krank, versicherte er, sondern wohlauf und bei voller Kraft. Freundlich und fast bittend redete ihm der Seelsorger zu, wenn man so alt sei und im Bett liegen müsse, sollte man doch an den Sakramentsempfang denken. Schaden könne es nie, aber in jedem Fall nützen Der Uhrmacher war kein Unchrist und erfüllte im großen und ganzen schon seine religiösen Pflichten. Zu den eifrigen Gläubigen zählte er allerdings nicht. Den warmen Mahnungen des Pfarrers gab er schließlich nach, beichtete und empfing recht andächtig die heilige Kommunion sowie die Krankenölung. – Als der Seelsorger in den folgenden Tagen ihn noch einmal und dann ein zweites Mal besuchte, schnitt der Roderich eine griesgrämige Mine und knurrte:

„Herr Pfarrer, jetzt ist es genug. Sie haben mir alles gegeben, was ich brauchen kann, und was Sie schuldig waren, mir zu verabfolgen. Ihnen wird das unablässige Herkommen zu schwer und mir zu lästig."

„Warum zu lästig?", verwunderte sich der Priester. „Ich bleibe nur kurz und ermüde Sie doch gar nicht."

„Da will ich Ihnen etwas sagen, Herr Pfarrer. Stellen Sie sich vor, ich hätte einen Geldschuldner, der mir die ganze Schuld bis auf den letzten Heller zurückbezahlt hat. Nun kommt er heute und morgen und übermorgen wieder und fragt immer: Bin ich dir wirklich nichts mehr schuldig? Hast du nichts mehr zu fordern von mir? Hab ich alles richtig bezahlt? Dem werd ich das Loch zeigen, das der Zimmermann offengelassen hat, und ihn mit Händen und Füßen zur Tür hinaussalutieren. – Ganz so, Herr Pfarrer, verhällt es sich zwischen mir und Ihnen."

„Herr Roderich, ich komme doch nur, um Ihnen einen kleinen Trost zu bringen."

„Danke bestens für den Trost. Wenn Sie immer wieder kommen, um zu spekulieren, ob ich nicht bald abdampfe, ist dies kein Trost, sondern ein Untrost."

„Aber, Herr Roderich, was Sie sich da einbilden, liegt mir gänzlich fern. Ich hoffe, daß Sie wieder gesund werden, ich wünsche es Ihnen von Herzen und bete darum. Ein paar gute Gedanken, die ich in Ihnen wachrufe, können Sie immerhin brauchen."

„Gute Gedanken hab ich selber genug, viel zu viel."

Dem Seelsorger blieb nichts übrig, als, sich höflich entschuldigend, zu gehen.

Am folgenden Tag hatte der Kranke wieder einen Besuch, aber nicht vom Pfarrer, sondern vom Marktgemeindesekretär. Das war ein geschniegelter, gebiegelter Herr, der schmeichelnd zu reden verstand und dem Roderich viel schöne Komplimente machte. Er erzählte aber auch von den Gemeindeangelegenheiten, von den schweren Sorgen und Lasten, die auf einer solch armen Marktgemeinde lägen. Der Bau eines neuen Schulhauses sei durchaus notwendig, ebenso die Wasserleitung durch die Hauptstraßen, das koste ein Riesengeld. Außerdem bettle der Turnverein immerfort um einen Beitrag für unentbehrliche Geräte, die Schützenkompanie noch dringender um eine Mithilfe für Anschaffung neuer Monturen usw. usw. Ganz nebensächlich und scheinbar absichtslos berichtete er, daß einige vermögende Bürger namhafte Schenkungen gemacht oder versprochen hätten, um der Gemeinde unter die Arme zu greifen, wohl auch, um sich selber ein bleibendes Andenken zu sichern und ein Denkmal für hundert Jahre zu beschaffen.

Der Roderich hatte schon eine derbe Spottrede auf den Lippen, doch verschluckte er sie und sagte gezwungen lächelnd:

„Ja, ja, ich kann mir schon vorstellen, daß die Marktgemeinde in schweren Mißlichkeiten und Nöten sich befindet, und ich werde mich auch nicht lumpen lassen. Die Gemeinde erhält als Hilfeleistung in meinem Testament ein sehr bedeutendes Legat, mit dem sie voll zufrieden sein kann und wird."

„Nein, nein, so habe ich es nicht gemeint", heuchelte der Sekretär; „aber in jedem Fall wird Ihnen die Gemeinde für das hochherzige Geschenk dankbar sein und ihren Dank auch in der Öffentlichkeit bekanntgeben."

Als der Besuch fort war, stand der Kranke auf, kleidete sich an und schrieb, boshaft lächelnd, auf einen großen Zettel folgendes Testament:

„Ich vermache aus meinem Nachlaß der Marktgemeinde Weißenbrunn zum Bau des neuen Schulhauses 300,000 Kronen, für die große Wasserleitung 200,000 Kronen, für den Zickl-Zacklverein (verstehe Turnverein) 100,000 Kronen und für die National-Montur-Kompanie 50,000 Kronen. – Die Gelder hierfür können bei der Innsbrucker Sparkasse und bei der Wiener Bank behoben werden, wo ich sie vor zehn und mehr Jahren eingelegt habe. Sie müssen unbedingt in der guten alten Kronen-Währung ausbezahlt werden, niemals aber in der neuen schundigen, wertlosen Schilling-Währung, sonst gilt dieses Testament nicht. – Datum, Unterschrift."

Vier Tage später starb der Roderich unerwartet in der Nacht. Als die Kunde hievon durch den Markt lief, erschien sogleich der Gemeindesekretär und zwei Männer vom Marktrat in der Wohnung des Verstorbenen, um nach einem mündlichen oder schriftlichen Testament zu forschen. Ein richtiges Testament fanden sie nicht, wohl aber den neugeschriebenen täuschenden Zettel. Da rissen sie Augen, Mund und Ohren auf. So viel Spottwitz hätten sie dem alten Griesgram nie zugetraut. Mit dem ungeheuren Vermächtnis konnten sie sich keinen Hemdenknopf kaufen. Im ganzen Markt wurde gelacht.

Berta, die Tochter des Verstorbenen, kam auch alsbald und weinte an der Leiche des Vaters. Nach einem Testament fragte sie mit keiner Silbe und noch weniger ließ sie ihre Augen nach dem hinterlassenen Besitztum des Vaters umherschweifen. Sie trauerte aufrichtig und voll Mitleid um ihn, und ihre Trauer dauerte nicht nur bis zum Begräbnis, sondern viel länger. In nächster Zeit schon wurde ihr kund, daß sie die alleinige Erbin sei, da der Vater kein Testament gemacht habe. Ihr Bruder in Vinschgau und dessen Frau waren gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen, und so war Berta die einzige Erbin des reichen Uhrmachers. Dieser hatte nach der Inflation schon wieder 6,000 Schilling in barem Geld zusammengebracht, und sein geräumiges, in gutem Zustand sich befindliches Haus samt der kostbaren Einrichtung, Uhren, Instrumenten, Wertsachen usw. mußte auf wenigstens 20,000 Schilling geschätzt werden. Berta hatte eine wirkliche Freude an dem glänzenden Erbtum, doch nicht so fast um ihrer selbst willen wie um ihres Mannes wegen. Sie konnten jetzt von der beschränkten Mietwohnung in das Haus des Vaters übersiedeln, wo sie alle Bequemlichkeiten für ein sorgenloses, ruhiges Zusammenleben vorfanden und als Besitzer eines festen, angesehenen Eigentums erschienen. Auch konnten sie jetzt das Darlehen, das Albert von seinem Freunde in Salzburg empfangen hatte, zurückzahlen.

Mit der Familie des Freundes Eugen standen sie immerfort in Verbindung. Albert hatte seinerzeit schon dem Freunde seine volle Vereinigung mit der Gattin gemeldet und ihm späterhin dann mitgeteilt, daß Berta, durch viel Leiden veredelt, die anhänglichste, opferwilligste, tadelloseste Frau geworden sei, die er jetzt mehr liebe als je. Berta war der Freundfamilie auch schon näher gekommen, dadurch, daß sie einmal der Frau Valeria einen bescheidenen, doch sehr netten Glückwunschbrief zum Namenstag schrieb und sie darin bat, ihrem Manne den herzlichsten Dank zu übermitteln, den die Frau seines Freundes Albert ihm aussprechen möchte für alles Wohlwollen, alle Liebe und Güte, die Eugen ihrem Gatten angedeihen hatte lassen. Darauf hatte sie dann von Valeria eine ungemein freundliche, beinahe schwesterliche-liebe Antwort erhalten.

Und nun schlug Albert der Gattin vor, sie sollten miteinander nach Salzburg reisen, um gemeinsam das geliehene Geld zurückzuzahlen. Anfangs sträubte sich Berta ein wenig. Sie vermochte die noch immer ihr anhaftende Scham und Scheu nicht zu überwinden. Albert versicherte ihr aber, daß Eugen und seine Frau von ihrer Unschuld und Ehre so fest überzeugt seien wie er selbst. Da ließ sich Berta herbei, die Fahrt nach Salzburg mitzumachen. Sie wurde von Eugen und Valeria so freundlich und herzlich empfangen, als wären sie schon hundertmal beisammen gewesen und seit Jahren innigst befreundet. Am Abend schon fühlte sich Berta frei von aller Scheu und wohl wie daheim. Sie blieb mit ihrem Manne zwei Tage lang bei der Freundfamilie. Mehrmals ging Valeria mit Berta im Garten spazieren und, deren Hand in der ihren haltend, verkehrte sie mit ihr wie mit einer Schwester. Sie hatten einander viel zu erzählen. Eugen erklärte dem Freund vertraulich, Berta, seine Frau,

sei trotz der kleinen Spur von Pockennarben immer noch eine Schönheit, und ihr ganzes Wesen, äußerlich und innerlich, mache den wohlgefälligsten Eindruck. Bei dem längeren, traulichen Beisammensein der zwei Ehepaare wurde etwas noch klar, nämlich, daß Berta und Albert in nicht gar weiter Ferne ein freudiges Familienereignis zu erwarten hatten. Alle vier äußerten ihre Freude darüber, und die zwei Salzburger boten sich jetzt schon an, die Patenschaft zu übernehmen. Wenn ein Bub ankomme werde Eugen der Pate sein, und wenn ein Mädchen, so Valeria die Patin.

Beim Abschied hängte Valeria ihrer neuen Freundin ein goldenes Kettchen mit ebensolchem Kreuzlein um den Hals und bat sie, dieses Freundschaftszeichen von ihr bei festlichen Anlässen zu tragen. Berta errötete heftig, konnte nicht genug Worte finden, um für das kostbare Geschenk zu danken, und betrachtete sich dann im Spiegel. Da sah man es ihrem Gesichte an, daß sie sich nicht nur freute, sondern mit dem Schmucke sich selbst gefiel.

Es vergingen mehrere Monate, und eines schönen Morgens traf von Albert ein Telegramm in Salzburg ein, es sei ein frischer, gesunder Bub angekommen, der sehnsüchtig auf den Paten warte. Eugen machte sich ohne zögern auf die Reise nach Weißenbrunn und konnte dort einen blondlockigen, kräftigen Jungen bewundern, der ihn mit seinen tiefblauen Äuglein anlachte, als wären sie alte Bekannte: Am andern Tag wurde der vom Himmel Gefallene auf den Namen Eugen feierlich getauft. – Aber Frau Valeria sollte nicht zu kurz kommen. Ein Jahr später schlipfte beim Tischlermeister Albert Reindl ein blutjunges Mägdelein verstohlen zum Fenster herein, das auch blauäugig, doch im Aussehen etwas dunkelfarbiger war als das Eugenl, eine sehr schöne Singstimme hatte, diese aber zuviel abnützte. Die Frau Pöschl hatte an ihrem Patenkind mindestens eine ebenso große, wenn nicht größere Freude wie ihr Mann an dem seinigen und hob es glückstrahlend unter dem Namen Valeria aus der Taufe. – Das nächste Jahr ließ aus, dafür brachte aber das nächstfolgende den Ersatz, indem es mit zwei Persönchen zugleich auftauchte, die aber nicht auf ihre Paten warten konnten, weil sie schnell getauft werden mußten und schon nach wenigen Tagen starben. Albert und Berta trauerten sehr über den Abgang der so rasch Entflogenen, trösteten sich aber mit dem Gedanken, daß noch leicht eine Nachfolgeschaft der beiden eintreffen könne. Leider wurde ihre Hoffnung enttäuscht, denn es schlüpfte weiterhin kein Engelchen mehr zur Dachlucke herein.

*

Die Zeiten flossen dahin. Fünfundzwanzig Jahre sind zwar ein Vierteljahrhundert, machen aber doch keinen langen Zeitraum aus und gehen schnell vorüber. Genau vierundzwanzig Jahre nach der Geburt des Söhnleins Eugen der Tischlermeistersleute Berta und Albert gab es in Weißenbrunn ein Fest, wie der Markt noch nie ein großartigeres und schöneres gesehen hatte. Es wurde die Primiz (erstes heiliges Meßopfer) eines neugeweihten Priesters gefeiert, und dieser Priester war kein anderer als Eugen, der Sohn der beiden Eheleute Albert und Berta.

Eugen hatte sich schon als Student durch sein frohes, heiteres Wesen, durch seine Freundlichkeit gegen jedermann, durch sein rasches, hilfsbereites Eingreifen in jeweilig eintreffenden Notfällen im ganzen Markt beliebt gemacht. Überall, wo er erschien, sah man ihn gern. Und nun bot die Gemeinde alles auf, um das hohe Fest ihres Lieblings so herrlich zu gestalten wie nur möglich. Hatte doch in Weißenbrunn seit dreißig Jahren keine Primiz mehr stattgefunden. Da war jetzt alles reichlich beflaggt, die Kirche bis zur höchsten Turmspitze hinauf, alle Häuser ohne Ausnahme, die Straßen, selbst einzelne Bäume. Eine Anzahl Triumphbogen mit sinnreichen Inschriften standen an verschiedenen Orten, namentlich vor der Kirche, am Marktplatz und vor dem Vaterhaus des Primizianten. Der Bogen vor dem Vaterhaus bestand nur aus Alpenblumen – Platenigeln, Almrosen, Edelweiß, Enzian, Speik, Glitzenpfandeln, Gletscherröslein – die um einen unsichtbaren kräftigen Drahtstengel gewunden waren. Märchenhaft schön war am Vorabend bei einbrechender Nacht die Markt-, Tal- und Bergbeleuchtung. Da brannten wohl mehrere tausend Lichter, Lampions, Leuchtbirnen an allen Fenstern, Söllern und Balkons. Die langen Reihen der Fenster an den Berggehöften droben äugelten wie ein Lichtturm ungemein heimelnd ins Tal hinunter. Ab und zu flammten die Gehöfte plötzlich in glühenden Farben auf – rot, gelb, grün –, von bengalischem Feuer beleuchtet, und das gab im weiten Umkreis der zahlreichen blitzenden Lichtlein ein überaus malerisches Bild. Auf mehreren Hochkämmen standen die Flammen so eng nebeneinander, daß ihre Lichtlinie die Form der Berge scharf zeichnete. Zuhinterst im Tal guckte zwischen zwei Waldbergen das Köpfchen des Eisferners Laugmont her-

vor. Dieses war von rotem bengalischen Feuer so stark beleuchtet, daß es wie eine glühende Rose aus dem schwarzen Wald herauswuchs.

Am Festtag morgens vier Uhr setzte das feierliche Tagläuten aller Kirchenglocken ein, und die Musikkapelle zog, immerfort Märsche und Lieder spielend durch den Markt. Hundert donnernde Pöllerschüsse wurden abgegeben, zuerst zwanzig in geschlossener Reihe, dann in Zwischenpausen von anderthalb Minuten je einer, so daß um sechs Uhr früh die hundert Schuß voll waren.

Um acht Uhr erfolgte der Einzug in die Kirche zum Festgottesdienst unter dem Klang sämtlicher Glocken, dem Donner fortwährender Pöllerschüsse, dem Spiel der Blasmusik. Voraus schritten die Schulknaben, eine lange Reihe von Männern, die Musikkapelle und Schützenkompanie in der Nationaltracht, der Kirchenchor, Ministranten, eine Anzahl Theologen, zehn geistliche Herren und dann unter dem schimmernden Traghimmel der Primiziant im Pluviale (Rauchmantel), dahinter gleich die Eltern und, einen herrlichen Blumenkranz auf seidenem Polster tragend, Valeria, das Schwesterchen des Primizanten als Primizbraut. Unmittelbar daran schlossen sich die Patenfamilie aus Salzburg mit all ihren Kindern, auch mehreren Kindeskindern, der Marktgemeinderat von Weißenbrunn, eine größere Anzahl von besonders geladenen Gästen, dann eine nicht endenwollende Reihe von Jungfrauen und Mädchen, bekränzt und in weißer Kleidung, zum Schluß die unzählbare andere Frauenwelt. Von ganz Weißenbrunn fehlten wohl kaum hundert Personen, die notwendig zu Hause bleiben mußten. Albert, der Primiziantenvater, ging aufrechten Hauptes, sehr ernst, doch mannhaft ausschreitend, Berta, die Mutter, schaute nicht rechts und nicht links, ihr Blick hing nur an dem Sohn, ihr Haupt trug sie immer tief gesenkt. Auf den Gesichtern der Salzburger Patenleute ruhte ein Freudenglanz, als ob der Primiziant ihr eigener Sohn wäre. Der Primizprediger, ein älterer Priester und ehemaliger Kooperator von Weißenbrunn, sprach in beredten, ergreifenden Worten über das Glück einer Familie, aus der ein Sohn das erstemal zum Altare treten könne. Berta war so ergriffen, daß sie immer und immer hätte weinen mögen, sie hielt aber die Tränen tapfer zurück. Beim Hochamt wurde die herrliche Salvator-Messe von Mitterer gesungen, begleitet vom Orchester. Als der Primiziant mit seiner kräftigen, klangvollen Tenorstimme das Gloria inexcelsis Deo anstimmte, ging eine allgemeine sichtliche Bewegung durch das Gotteshaus. Den Höhepunkt erreichte das Glück der zwei Eltern des Primizianten, als sie aus der Hand des Sohnes den Leib des Herrn empfingen. Da vermochte Berta das Weinen nicht mehr zu verhalten. Große, helle Tränen rollten über ihre Wangen. Auch die Salzburgischen gingen sämtlich mit tiefer Andacht zur heiligen Kommunion.

Nach der Festprozession, die noch großartiger und glanzvoller sich ausnahm als der Einzug, fand im großen Saal des Hotels „Zur Post" das Primizmahl statt, wo mehr als 200 Gäste an der Tafel saßen. Das Essen war reichlich und delikat, die Stimmung anwachsend und lebhaft. Vor dem Hotel spielte fast ununterbrochen die Musikkapelle, im Festsaal gab ein ausgezeichneter Sängerchor seine schönsten Lieder zum besten, Toaste, Ansprachen, Reden wechselten miteinander. Besonders wurde die Primiziantenmutter Berta rühmendst hervorgehoben. Sie saß ruhig, bescheiden, immer gesenkten Hauptes da, als ob sie über etwas trauere, und doch hätte es niemand beschreiben können, wie voll vom stillen Glücke ihr Herz war. Unter den Rednern schoß der Salzburger Eugen, des Primizianten Pate, den Vogel ab. Er sprach teils ernst, teils spaßhaft, machte das einemal Tränen locker und rief dann wieder ein allgemeines Lachen hervor. Unter anderem sagte er, schon ein ganz klein wenig angeheitert:

„Gott lenkt, und der Mensch denkt nicht oder zu wenig; denn sonst wäre es nicht möglich, daß sich Menschen saure, unappetitliche Gesichter vorschneiden und trotzdem einander zum Fressen gern haben. . . Mein liebster Freund Albert und ich sind in Rußland erschossen worden, ganz erschossen, und sind mausetot gewesen. Aber mit des Schicksals Flechten kann die Wahrheit niemals fechten. Wir sind von den Toten auferstanden, und zwar extra deshalb, daß wir daheim nach Jahren das heutige herrliche Fest haben bereiten können. Wären wir nicht auferstanden, so hätte dieses Fest niemals stattfinden können. Darum dürfen wir zwei Alten mit Fug und Recht uns selber leben lassen. Also zum Schluß sollen leben er und ich, ich und er, Albert der Vater des Primizianten, und ich, Eugen, der Taufpate des Gefeierten, hoch! hoch! hoch!"

Mit großer Heiterkeit und allgemeinem Beifall wurde dieser Toast aufgenommen. – Berta, die Mutter, ging hinaus, um etwas zu holen. Der Primiziant eilte ihr nach, und draußen im Vorhaus konnten sie ein paar Worte allein mitsam-

men sprechen.

„Mutterl, wie geht's dir heute?" fragte er.

„O, gut, gut", erwiderte sie; „ich kann dir gar nicht sagen, wie ich heute glücklich bin. Und mein Glück bist du, Eugenl."

„Ich bin auch glücklich. Meine erste und hauptsächlichste Freude ist das Priestertum, zu dem mich Unser Herr gnädig hat gelangen lassen. Und die zweite Freude bist du, Mutterl, weil ich dir das heutige Glück habe verschaffen können."

Sie griff nach seiner Hand, um sie zu küssen. Doch schon hatte er ihre Hand kräftig erfaßt und küßte diese. „Grüß dich Gott, Mutterl", und er war wieder drinnen im Saal.

Das Fest ging mit Sang und Klang, in allgemeiner Zufriedenheit und Freude zu Ende. – Am Abend spät saßen Albert und Berta in ihrem Schlafzimmer noch lange, vertraulich plaudernd, beisammen.

„Albert, das war heute wohl der allerschönste Tag unseres Lebens", sagte sie.

„Ja, Berta, schöneren werden wir keinen mehr erleben."

„Und das Hauptverdienst an diesem Tag hast du. Du hast die großen Kosten aufgebracht, du hast den Bub durch deinen Charakter, dein gutes Beispiel, deine vielen herzerhebenden Worte und Mahnungen dazu gebracht, daß er Priester geworden ist."

„Nein, viel ein größeres Verdienst hast du, Berta. Zum Priestertum braucht es den Beruf, und den hast du durch dein vieles, vieles Beten von Gott dem Buben erwirkt."

„Ich begreife nicht, wie Gott so gnädig gewesen ist, mir das ungeheure Glück zuzuwenden, nachdem ich so leichtsinnig und schlecht war, besonders gegen dich."

„Um Gotteswillen, Berta, lass' die alten Sachen ruhen. Du hast durch die schweren Leiden reichlich gebüßt, was unrecht gewesen sein mag. Du bist durch die Leiden edel geworden, ganz edel, wie das Gold im Feuer. Unser Herr hat dir längst schon verziehen."

„Verzeihst auch du mir, Albert?"

„Das hab ich dir doch hundertmal gesagt. Und gerade heute ist mir so recht zum Bewußtsein gekommen, was für eine gute, edle, liebe Frau ich an dir habe. Mein Herz gehört dir vor allen andern."

„Und das meine d i r, voll und ganz. Ich habe heute einige Male weinen müssen, wenn ich daran gedacht habe, wieviel Gutes du mir hast angedeihen lassen und wie unendlich lieb du mir bist."

Sie faßten sich an beiden Händen, hielten sich lange fest, schauten einander in die Augen, ohne ein Wort zu sprechen, dann küßten sie sich zärtlich. Nach einem längeren Nachtgebet gingen sie zur Ruhe.

Ende

Reimmichl gestorben

Am 2. Dezember 1953 rief der ewige Hohepriester Jesus Christus seinen treuen Diener Msgr. Sebastian Rieger, den meisten unter seinem Schriftstellernamen Reimmichl bebekannt, nach längerer Krankheit zu sich in die ewige Heimat. Reimmichl, der als der größte Volksdichter Tirols angesehen wird, war ein echter Sohn seiner Tiroler Heimat. Er war ein seeleneifriger Priester, ein Mann des frommen, inständigen Gebetes, erfüllt von einer großen, echt christlichen Liebe zu seinen Mitmenschen und ein aufrichtiger Künder der ewigen Wahrheiten Gottes.

Den Lesern des „Marienboten" war der Reimmichl seit Jahrzehnten ein guter Freund und wir alle, Schriftleitung und Leser, sind ihm zu großem Dank verpflichtet. Durch seine schriftstellerische Arbeit hat er Tausende von Menschen angesprochen und erreicht und dadurch einen Einfluß auf viele ausgeübt, der uns erst am jüngsten Tage offenbar werden wird.

Wir wollen unsere Dankesschuld ihm gegenüber dadurch abtragen, daß wir für ihn beten. Gott hab ihn selig. Seine letzte Bitte geht um Dein und mein Gedenken im hl. Opfer der Messe und im Gebet.

Möge er ruhen in Frieden.

(Einen ausführlichen Bericht über den Heimgegangenen bringen wir in unserer nächsten Ausgabe.)

FATIMA STUDENT BURSE

Etwas über ein Drittel der 6,000.00 Dollar, die wir sammeln wollen, ist nun zusammengekommen. 6,000.00 sind notwendig, um eine ewige Freistelle für einen armen Buben, der gern Priester werden wollte, zu eröffnen. Voller Gottvertrauen beginnen wir nun ein neues Jahr. Das Jahr 1954 ist von Papst Pius XII. zum Marienjahr erklärt worden – und unsere Sammlung findet zu Ehrern Unserer Lieben Frau von Fatima statt. Hier haben wir Gelegenheit, das Marienjahr betend und opfernd mitzumachen.

Wir danken allen unseren lieben Freunden, die bis heute so gottfromm geholfen haben. Viele der auf dieser Seite erscheinenden Namen sind uns nun schon so bekannt, daß wir sie vermissen werden, wenn die Burse nicht mehr da sein sollte. In aller Treue senden sie ihr Schärflein schon seit Jahren ein – von keinem gezwungen, nur von der Liebe zu Gott und Maria gedrungen. Gott segne sie uns!

Bisher eingenommen:	$2,065.05
Mrs. C. Lopinski, Pilger, Sask.	5.00
E. H. W., Cudworth, Sask.	16.00
Peter & Rosalia Fuchs, Dilke, Sask.	5.00
Mrs. Joe Ruckle, Raymore, Sask.	3.00
Christian Lemberger, Lestock, Sask.	1.00
Mrs. Mary Restmann, Toronto, Ont.	3.00
Mrs. F. Teiber, Lake Lenore, Sask.	4.00
Mrs. Mary Bitz, Marysburg, Sask.	5.00
Ein Leser, Harrison Hot Springs, B. C.	3.00
Long. & Barb. Kosolofski, Prelate, Sk.	5.00
Ein Leser, St. Gregor, Sask.	2.00
Ein Leser, Tribune, Sask.	5.00
V. Thauberger, Abbey, Sask.	5.00
Mrs. Carl Draude Sr. Naicam, Sask.	2.00
Joseph J. Brost, Macklin, Sask.	3.00
Mrs. Karoline Nagel, Claybank, Sask.	2.00
Valeria Steiert, Prelate, Sask.	3.00
Clem Wegmann, St. Gregor, Sask.	4.00
Stephan Leibel, Wilkie, Sask.	10.00
John Fortowsky, Humboldt, Sask.	2.00
Mrs. Christina Mann, Viscount, Sask.	5.00
	$2,158.05

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.



Herr schicke, was du willt,
ein Liebes oder Leides!
Ich bin vergnügt, daß beides
aus deinen Händen quillt.
Wollest mit Freuden
und wollest mit Leiden
mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
liegt holdes Bescheiden.

Mörike